

# Arbeitsethos

## Eine Einführung in seine Geschichte

Von

Eberhard Schmieder - Berlin

Inhaltsverzeichnis: I. Aufgabe — II. Antike — III. Christentum — IV. Klassik, Romantik, Idealismus — V. Säkularisation — VI. Ethik und Leistung, Arbeit und Kunst — VII. Gegenwart

### I.

In den letzten Jahren hat die Geschichtswissenschaft nachdrücklicher als früher nach der Arbeitsgesinnung der vergangenen Geschlechter gefragt<sup>1</sup>. Es geht ihr darum, die verschiedenen Gründe, die philosophischen und religiösen, die sozialen und politischen Motive aufzudecken, die zur Arbeit antrieben. Sie will erkennen, worin die sittliche Notwendigkeit des Arbeitens gesehen wurde und in welcher Weise die Gesellschaft die einzelnen Leistungen bewertete. Dabei macht sie deutlich, daß etwa die moralische Verpflichtung, die volkswirtschaftliche Nützlichkeit oder die politische Bedeutung der Arbeit betont worden sind. Dennoch gilt wohl noch heute mit einigem Recht — um mit v. Rußdorf zu sprechen, der vor rund 100 Jahren eine „Entwicklung der Kultur der menschlichen Kräfte“ schrieb<sup>2</sup> —, daß in der Arbeit noch nicht allenthalben der Regulator jeglichen politischen Geschehens, die Triebkraft aller außen- und innenpolitischen Wirren und Kämpfe gesehen wird; v. Rußdorf bedauerte, daß es über die nationalökonomischen Staaten hinaus keine Arbeitsstaaten im sittlichen Sinne gebe und daß eine Philosophie der menschlichen Arbeit noch fehle. Und dabei hatte schon rund 1500 Jahre vor ihm ein Patriarch von Konstantinopel, Chrysostomos, von einer solchen Philosophie gesprochen.

Mit dieser Themenstellung entfällt der von C. Misch erhobene Vorwurf, daß „im ganzen das Ethische“ vernachlässigt werde, daß „bei all unsrem Geschichtsphilosophieren . . . nicht sehr viel von der Ethik in der Geschichte die Rede sei“<sup>3</sup>. Es hatte doch auch bereits die historische

<sup>1</sup> Vgl. Singer, H., *Puritan Masters and Servants*. Diss. Leipzig 1940. — Sieveking, H., *Vom Sklavenmarkt zur Arbeitsvermittlung*. Zycha-Festschrift. Weimar 1941. — Vontobel, K., *Das Arbeitsethos des deutschen Protestantismus von der nachreformatorischen Zeit bis zur Aufklärung*. Bern 1946. — Bechtel, H., *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands*, Bd. I, 1951<sup>2</sup>. S. 22.

<sup>2</sup> v. Rußdorf, E., *Eubiotik. Entwicklung der Kultur der menschlichen Kräfte*. Erlangen 1858. S. 231.

<sup>3</sup> Misch, C., *Betrachtungen zur Zeit. Das Urteil der Geschichte*. Neue Rundschau 1952. S. 456.

Schule, z. B. Br. Hildebrand, einen wesentlichen Einfluß auf die historische Entwicklung gerade dem Ethos, den sittlichen Ideen und Grundsätzen zugeschrieben, damit auch der Arbeitsauffassung; denn diese „hebt den einzelnen Menschen aus seiner beschränkten egoistischen Welt auf den höheren Standpunkt des öffentlichen Gemeinwohls, gibt ihm ein Bewußtsein über den Zusammenhang seines speziellen Berufs mit der nationalen Arbeit und verleiht dadurch seiner ganzen Tätigkeit höhere Zielpunkte und eine höhere Weihe, durch die wiederum seine Leistungsfähigkeit wächst“. Auch K. Knies hatte darauf hingewiesen, daß die Volkswirtschaften eben nicht nur von territorialen Gegebenheiten abhängig seien, sondern daß der „Einfluß des aus der Abstammung und der geschichtlichen Entwicklung hervorgewachsenen nationalen Charakters der Völker“ nicht übersehen werden dürfe<sup>4</sup>.

Die Frage nach der Arbeitsgesinnung der Vergangenheit führt über bloß antiquarisches Interesse hinaus auch dazu, das Arbeitsethos der Gegenwart zu verstehen. Die Auffassungen früherer Zeiten blieben in unsere Zeit herein erhalten und mehr oder weniger lebendig, wenn auch jüngere Ansichten die älteren — oder umgekehrt — überlagern konnten. Die historische Betrachtung ist, wie v. Savigny sagte, „der einzige Weg zur wahren Erkenntnis unseres eigenen Zustandes“. Selbstverständlich stellt sie nicht absolute sittliche Werte auf, an denen die heutige Meinung über das Arbeiten zu messen wäre. Sie versucht nur eine Diagnose unserer Existenz und kann dann der Soziologie dienen, deren Aufgabe es ist, an der Therapie mitzuwirken.

Wenn der Geschichte des Arbeitsethos nachgegangen wird, dann fallen einige Schwierigkeiten auf. Sie setzen bereits mit dem Worte „Arbeit“ ein; denn das „nackte Wort“ Arbeit deckt „nachgerade einen wahren Abgrund von Begriffen“ auf. „Es ist ein überdefiniertes Wort, in welches so vielerlei Sinn hineingeschoben wurde, daß es schier gar keinen Sinn mehr hat<sup>5</sup>.“ Ihm ergeht es wie der „Tat“; im vierten Gesang der Bhagavadgita heißt es: „Was ist denn Tat? Was ist Nicht-tun? . . . Der Tat Wesen ist abgrundtief.“ Auch die Unterscheidung zwischen Handarbeit und Geistesarbeit hilft nicht viel weiter; denn „in aller Arbeit steckt selbstverständlich Seele“<sup>6</sup>, und Goethe stellt

<sup>4</sup> Hildebrand, Br., Die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft der Nationalökonomie. 1863. — Knies, K., Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkt. 1883. — Vgl. Muhs, K., Geschichte des abendländischen Geistes. Berlin 1954. Bd. 2. S. 338 ff.

<sup>5</sup> Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit. Stuttgart 1883. S. 4 ff.

<sup>6</sup> Sombart, W., Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. 1920. S. 1. — Thurnwald, R., Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus. Erinnerungsgabe an Max Weber, Hauptprobleme der Soziologie. 1923. S. 281. — Vgl. Morgenstern, Chr., Epigramme und Sprüche. 1920. S. 151: „Chiffren-Schrift des Geistes: Was sind das — Gegen-

in den Wanderjahren fest: „Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin- und herbewegen. Wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht stattfinden.“

Handarbeit und Geistesarbeit können nur als Pole, als Extreme aller möglichen Tätigkeiten gedacht werden. Auf der einen Seite steht die rein mechanisch geleistete Arbeit, zu der fremder Wille treibt und die nur materielle Werte hervorbringt. Sie gleicht der Leistung einer Maschine, und ihr verwandt ist die „unausgesetzte Arbeit“ R. v. Iherings. Auf der anderen Seite baut die geistige Arbeit, nach Wahrheit und Unbedingtheit strebend, eine Weltanschauung, ein philosophisches System; sie wird zum bewegenden Ursprünglichen aller Tätigkeit, sie treibt die Technik voran und befindet sich mit dieser als ihrem Gegenspieler in dauernder Auseinandersetzung. Verbunden sind beide Arbeiten gerade dann, wenn etwas „Schönes“ entsteht. In diesem Sinne meinte H. Carossa in bezug auf den Tischlergesellen im „Grünen Heinrich“: „Gerade in dem Mann der praktischen Arbeit lebt eine Ahnung davon, daß höchster Geist und gediegenstes Handwerk einander unmöglich feind sein können, daß die beiden vielmehr zusammenwirken müssen, wo immer ein wahrhaft Schönes zur Vollendung kommen soll.“

Es ist wiederholt versucht worden, das zu erklären, was Arbeit ist. Schulze-Delitzsch z. B. verstand in einem Vortrage, den er im Jahre 1863 vor dem Berliner Arbeiterverein gehalten hat, unter Arbeit „jede in Voraussicht künftiger Bedürfnisse auf deren Befriedigung gerichtete planmäßige Tätigkeit des Menschen“, und diese verbindet „mit dem Nutzen für uns selbst zugleich den Nutzen für andere Leute“. Die sittlichen Grundlagen der Arbeit waren für W. H. Riehl besonders wichtig, und er erkannte das Sittliche als „das Individuellste, welches sich dem Ganzen opfert“. Für Fr. Paulsen ist Arbeit „die systematische Betätigung, wodurch die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die wirtschaftlichen Güter, erworben werden“, und Rosenstock etwa sieht mit dem „Blick der Kirche“ die Arbeit als den „diesseitigen, kreatürlichen Teil unseres geistig geordneten Daseins“, den „Gegenpol gegen die Kirche“<sup>7</sup>.

Den geistigen Arbeitsbegriff hat V. v. Weizsäcker vom physikalischen geschieden, und er weist darauf hin, daß die geisteswissenschaftliche Definition der Arbeit nicht die physische Verhaftung der Arbeit in der materiellen Natur verkennen dürfe. Die Arbeit ist nicht so sehr

---

stände? Ist alles Werk der Hände und damit Geisteswerk?“ — Auch: Weinheber, J., Über die Dichtkunst. Wien 1949.

<sup>7</sup> Schulze-Delitzsch, H., Die Arbeit. Leipzig 1863. — Paulsen, Fr., System der Ethik. Stuttgart/Berlin 1913<sup>9</sup>. Bd. II. S. 338. — Rosenstock, E., und J. Wittig, Das Alter der Kirche. Berlin 1927 ff. Bd. II. S. 771 f.

ein „Anpassungsvorgang an ein Objekt“, als vielmehr „eine Entstehung eines Gegenstandes im Umgange des Subjektes mit dem Objekt“. Arbeit entsteht, wenn etwas getan wird, mit dem „man“ etwas anfangen kann, so daß jede Arbeit eine Mitarbeit, eine helfende Zusammenarbeit ist. Auf sie wirken ethische, politische, ideologische Einflüsse, also etwa das Lehrer-Schüler-Verhältnis, der Arbeitsplatz, die Beförderung und Auszeichnung, die Lohnhöhe. Arbeit ist der Versuch auf ein Ideal hin<sup>8</sup>.

Ohne auf weitere Definitionen der Arbeit einzugehen, ist jedenfalls festzustellen, daß in der Geschichte des Arbeitsethos eine Reihe von Fragen mit besonders umfassendem Beziehungsreichtum eingeschlossen ist; er erstreckt sich auf Betriebsamkeit, auf Fleiß, auf Ehre und Freiheit, auf das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft und zum Staat, auf Gemeinschaft und Masse, auf Nation, Rasse, Eigentum, Lohn, Recht, nicht zuletzt auf Verantwortung, Sünde, Vergeltung und Buße. Aus dieser Mannigfaltigkeit erklärt sich, daß die Entwicklung der Arbeitsgesinnung aus einem großen Kreis von Quellen<sup>9</sup> herausgelesen werden muß, und diese verschiedenartigen Überlieferungen sind auch noch von recht unterschiedlichem Werte, zumal arbeitsethische Gedanken ihren ausführlichen schriftlichen Niederschlag in der Regel erst dann fanden, als die Arbeit einzige Erwerbsquelle zahlreicher Kreise zu werden begann. Die griechisch-römische Literatur gibt für unser Fragen wenig Aufschluß, und entscheidende Bedeutung gewinnen das Alte Testament, dann die theologische und philosophische Literatur des Mittelalters und der Neuzeit. Die Gruppen der Quellen werden nun auch immer zahlreicher, und zu ihnen gehören jetzt u. a. Andachts-, Gebets- und Gesangbücher, Hauszuchtbücher, Sprichwörter, Tagebücher, Briefe.

Eine andere Schwierigkeit, die Entwicklung der Arbeitsgesinnung aufzudecken, liegt in folgendem: Die Quellen hängen von der kulturellen, von der wirtschaftlichen und sozialen Lage ihrer Zeit ab und überliefern zumeist nur die Meinung dessen, der sie schrieb, oder doch eines Kreises Gleichgesinnter, häufig der oberen Schichten der Gesellschaft. Die zahlenmäßig kleine Gruppe, die genügend materielle Mittel besaß und nicht mit der Hand um die täglichen Lebensnotwendigkeiten zu arbeiten brauchte, sah kaum die Aufgabe, eine „Philosophie der Arbeit“ zu schreiben. Sie ging höchstens so weit, die eigene geistige Tätigkeit höher als die „bloß körperliche“ Leistung der anderen zu bewerten. In diesem Sinne meinte A. Ruge in seiner „Philosophie und ihre Befreiung“: „Wenige, die nicht (arbeiten) müssen, sind edel genug, die Arbeit zu lieben“<sup>10</sup>, und Th. Rogers stellte fest, daß die Mehrzahl

<sup>8</sup> v. Weizsäcker, V., Zum Begriff der Arbeit. Synopsis. Festgabe für Alfred Weber. Heidelberg 1949. S. 705 ff.

<sup>9</sup> Vgl. u. a. das, was S o m b a r t über die Quellen des kapitalistischen Geistes sagt (Bourgeois, S. 243 ff.).

<sup>10</sup> R u g e, A., Aus früherer Zeit. Bd. IV. Berlin 1867. S. 71.

der Schriftsteller der politischen Ökonomie Leute „in reichen oder wenigstens günstigen Verhältnissen“ gewesen seien. Er fährt fort: „Mit einer tiefen und interessierten Genugtuung hatten sie das Wachsen des Reichtums in den Klassen, zu welchen sie gehörten oder zu welchen sie doch in freundschaftlichen Beziehungen standen, vor Augen. Für sie war die Armut der Industrie eine Schwierigkeit, ein Übel, ein Problem, ein soziales Verbrechen. Sie hatten alle Sympathie mit den Leuten, die gewinnen und sparen, auf welche Art das auch geschehen mochte; aber sie waren nicht voll Rücksicht für den Mann, der arbeitet“.<sup>11</sup> Und für diesen Mann, der an der geistigen Kultur nur geringen Anteil nehmen konnte und mehr oder weniger „geschichtslos“ lebte, mußte es schwer oder unmöglich sein, zu einer sittlichen Anschauung seines Arbeitens zu gelangen.

Bei einem Überblick über die Geschichte des Arbeitsethos zeigt sich, daß das Arbeiten kein apriorischer Trieb der Menschheit ist. Notstände und Erfahrungen haben zur Tätigkeit erzogen; die Arbeit ist das Ergebnis eines geistig-empirischen Fortschritts. Und der sittliche Gehalt, der der Arbeit zugemessen wurde, hing ab von verschiedenen persönlichen und allgemeinen Voraussetzungen, u. a. von örtlich wechselnden geographischen Bedingungen, von den Forderungen einer Landschaft nach Fleiß und Ausdauer, vom persönlichen Mut und sozialen Ordnungssinn, von wirtschaftlichen Erfolgen und geistigen Erkenntnissen, von Plänen, Wünschen und Hoffnungen einzelner oder größerer Gruppen, von religiösen Überzeugungen, vom Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflichterfüllung<sup>12</sup>.

Die Motive, die zur Arbeit treiben, sind so zahlreich, daß von ihrem „komplexen Charakter“ gesprochen wurde<sup>13</sup>, und außerdem lassen sie sich in den einzelnen Zeitschnitten gleichzeitig nachweisen. Eine Geschichte des Arbeitsethos will aber die Beweggründe erkennen, die für eine Periode charakteristisch sind, und sie versucht, diese Hauptmotive zu verstehen aus dem allgemeinen Zeitempfinden heraus, das sich aus verschiedensten vergangenen und gegenwärtigen Komponenten herleitet.

Nun hat sich die Arbeitsgesinnung auch nicht von irgendwelcher primitiven Form aus zu einer sittlichen und reifen Einstellung gradlinig erhöht. Vielmehr verläuft die Entwicklung schubartig vorwärts und zuweilen wieder rückläufig; nur einzelne Momente, wenige Epochen

<sup>11</sup> Rogers, Th., *Six centuries of work and wages. The history of english labour.* New edition London 1886. S. 524.

<sup>12</sup> Vgl. die geographischen Gegebenheiten, die physischen Faktoren, die fortschreitenden wirtschaftlichen Faktoren, die *Thurnwald* (s. a.a.O., S. 290) unterscheidet. — *Wendland, J., Handbuch der Sozialethik.* Tübingen 1916. S. 64: „Die moderne Arbeitsenergie ist ein Erzeugnis der gemäßigten Zone.“

<sup>13</sup> *Oldham, J. H., Die Arbeit in der modernen Welt.* Stuttgart 1950. S. 32.

und Männer, erweisen sich als fruchtbar für die Vertiefung der Arbeitsauffassung, und einhellige Meinungen über den sittlichen Wert des Arbeitens haben sich niemals durchsetzen können, auch nicht in der Gegenwart. Im großen und ganzen stehen, etwas gewaltsam unterschieden, zwei Auffassungen über das Arbeiten gegenüber:

1. Die „religiöse“ Auffassung, die deduktiv von einem Übergeordneten ausgeht und Gott als den Auftraggeber anerkennt. Gott hat auch das Ziel aller Arbeit gesteckt, und der Mensch lebt nicht um dieser Erde willen, sondern um einer himmlischen Welt willen. Jede Tätigkeit auf dieser Erde empfängt ihren Sinn vom Jenseits her. Letztlich ist die Frage nach dem Warum des Arbeitens nicht wesentlich; Eckehart und auch Luther versuchten, die Tat von jeder heteronomen Bestimmtheit zu lösen<sup>14</sup>.

2. Die „philosophische“ Auffassung entwickelte sich namentlich mit der Industrialisierung. Sie knüpft an Gedanken der Antike an, geht induktiv vom Menschen aus und zielt auf Irdisches hin. Ihr wird der Erfolg, der geistige und wirtschaftliche Nutzen immer wichtiger, weil der materielle Gewinn, der Lohn, die Existenzmöglichkeit verschafft und es gestattet, an den immer verführerischer angebotenen Erzeugnissen der Industrie, also der eigenen Arbeit, teilzuhaben. Arbeit wird „einfach mit gewinnbringender Beschäftigung gleichgesetzt“<sup>15</sup>.

Zwischen diesen beiden so gegensätzlichen Auffassungen pendelt auch die moderne Arbeitsgesinnung in zahlreichen Variationen hin und her.

## II.

Bis zum ausgehenden Mittelalter dachten nur einige wenige philosophisch-theologisch interessierte Kreise über das Arbeiten und seinen sittlichen Wert nach. Man beschäftigte sich nicht mit der Arbeit, und das geschah wohl vor allem deshalb, weil die Weltreligionen, die großen Erzieher der Menschheit, den Blick des Gläubigen vom Irdischen ins Jenseitige abzogen und auf das Himmlische bzw. auf die Existenz nach dem Tode hinlenkten<sup>16</sup>. Die Tätigkeit in dieser Welt schien nicht von überragender Bedeutung, nicht eins der Hauptanliegen zu sein, so daß keine Religion ausdrücklich das Gebot entwickelte: Du sollst arbeiten!

<sup>14</sup> H a m p e, S., *Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart*. Weimar 1926. S. 35 ff. u. ö.

<sup>15</sup> O l d h a m, a.a.O. S. 8, 14. — Vgl. v. S t u d y n s k y, G., *Die christliche Tendenz in der Wirtschaftsordnung*. München 1946. — T i b u r t i u s, J., *Christl. Wirtschaftsordnung*. Berlin 1947.

<sup>16</sup> Auf die Schwierigkeit, „den Zusammenhang aufzudecken zwischen den Lehren der Religion und der Seelenbildung der Wirtschaftssubjekte einer bestimmten Zeit“, hat u. a. S o m b a r t (*Bourgeois*, S. 303 ff.) in Auseinandersetzungen mit M. Weber aufmerksam gemacht.

Nur das Judentum und das Christentum nehmen unter den Religionen dieser Erde — wie in so mancher anderen Hinsicht — auch in bezug auf ihre Haltung zur Arbeit eine Sonderstellung ein. Sie verbinden die Arbeit mit dem Schöpfungsakt und stellen folgendes fest: Gott hat von Uranfang an dem Menschen befohlen, tätig zu sein; er hat dem Menschen den Arbeitsauftrag noch vor allen anderen Geboten gestellt, und die zehn Gebote wurden erst dann nötig, als der sündig gewordene Mensch aus der Gemeinschaft mit Gott herausgetreten war, als der Mensch in dieser Welt mehr oder weniger auf seine eigenen Kräfte angewiesen war und der verzeihende Gott aus seiner freien Gnadenfülle heraus die gefallene Menschheit wieder an sich zu ziehen begann.

Zunächst der *ostasiatische Raum*: Er unterscheidet im wesentlichen zwei Verhaltensweisen des Menschen in der Welt, das tatkräftige Handeln (*pravritti*) und das Sich-Zurückhalten von jeglicher Tätigkeit, das sich bis zur Existenz in voller Einsamkeit steigern kann (*nivritti*)<sup>17</sup>.

Vor allem der Konfuzianismus weist dem Menschen die Aufgabe zu, sich in dieser Welt nützlich zu betätigen. „Alle Kräftigen werden eine nützliche Arbeit leisten“; sie sollen aber „nicht um des Gewinnes willen“ arbeiten. „Du sollst gewinnen, indem du fortgibst, du sollst nicht begehren.“ Zweckfrei zu handeln, das ist nach der Lehre des „Gesanges des Erhabenen“ die Aufgabe des Menschen; denn „unser Wesen wird verdunkelt durch Arbeit, die wir unter Zwang von Mangel oder Furcht tun“. Und wahre Freiheit ist „nicht Freiheit vom Handeln, sondern Freiheit im Handeln, die wir nur im Dienst der Liebe finden“.

Auch die Upanischaden gelangen zu der Feststellung: „Nur mitten im Wirken und Schaffen wirst du wünschen, hundert Jahre zu leben.“ Ein Satz, auf den R. Tagore<sup>18</sup> nachdrücklich hinweist, „weil die Seele nicht ihre Freiheit in sich selbst finden kann“, sondern weil sie „Tätigkeit nach außen“ braucht. Brahma ist der immer Tätige, und so drückt auch der Mensch „in all seiner täglichen Arbeit, im großen und im kleinen, durch Schönheit, Ordnung und Wohltun den Unendlichen“ aus. Die Seele des Menschen, die „sich beständig aus ihrer Umhüllung, indem sie handelt, befreit“, gelangt eben nur auf diese Weise „aus dem Nebel der Unklarheit ins Freie“. Sie kommt nur dann auf ihrem Wege zur Vollendung vorwärts, wenn sie sich „beständig neue Tätigkeitsgebiete und neue Formen des Wirkens, . . . freiwillig immer neue Arbeit“ schafft, und sei diese Arbeit auch noch so schwer.

Hinzutritt folgende Feststellung: Der Mensch muß mehr als jedes andere Geschöpf arbeiten. Er darf sich „nicht mit der Arbeit zufrieden

<sup>17</sup> v. Glasenapp, H., Die fünf großen Weltreligionen. Düsseldorf/Köln 1951. S. 188 ff.

<sup>18</sup> Tagore, R., Sadhana. Der Weg zur Vollendung. München 1921.

geben, die die Natur auch den Tieren vorschreibt, er muß alle über-treffen, auch in der Arbeit“, und wenn er stillstehen wollte, hätte er „sein Leben und den wahren Zweck seines Daseins zerstört“; denn wir leben, „um zu arbeiten, und arbeiten, um zu leben“.

Und zur Arbeit angetrieben werden sollte der Mensch eigentlich immer durch „die aus der Liebe geborene Freude“. Nur diese Freude ist in der Lage, über den bloß zufälligen Charakter irgendeiner Arbeit hinaus zur Unsterblichkeit zu führen, zur Vollendung, die „allein durch Wirken in selbstloser Güte“ erreicht werden kann. „Das Feld unsrer Tätigkeit“ darf sich „nicht auf die Sphäre unsres engen Ichs“ be-schränken; das Ich ist nicht der letzte Sinn unsres Daseins.

Jede Tätigkeit muß „Spiel der Freude sein“, und jeder einzelne muß sagen können: „In meiner Arbeit ist meine Freude, und in dieser Freude ist die höchste Freude beschlossen.“ Allerdings neigen die Men-schen dazu, Freude und Arbeit zu trennen. Sie brauchen zu den Werk-tagen noch die Feiertage, und sie werden von ihrer Arbeit sogar über-wältigt, weil Weisheit, Macht und Handeln ihnen noch nicht „einge-boren“ sind und weil sie sich nicht „freudig und ganz“ der Arbeit hinzugeben vermögen.

Weiter verbreitet und allgemeiner anerkannt als die dargestellte Auffassung ist — im Buddhismus und Hinduismus — die Anschauung, daß dem Menschen die Weltüberwindung zum Ziel gesetzt sei. Und das gilt, auch wenn Gotama dem Feldherrn Siha versichert, daß er „das Tun des Guten mit dem Körper, des Guten mit der Rede, des Guten mit dem Geiste, . . . das Tun der mannigfachen guten Dinge“ lehre, und wenn „das rechte Tun“ die vierte Stufe des achteiligen heiligen Pfades ist. Der Weise strebt darnach, sich von der Welt der Erscheinungen zu lösen; er versucht, alle weltlichen Begierden zu überwinden, und will sich beschaulich und unter ruhiger Zurückhaltung in das Ewige versenken. Zu den fünf Daseinselementen, „die Leiden sind“, gehören außer Form, Empfindung, Vorstellung und Bewußtsein auch das „Da-seinselement der Betätigungen“ (Sankhara), und dieser Funktion zählen alle Arten von Betätigungen mit dem Körper, der Rede und dem Geiste zu, also Taten, Worte und Gedanken.

Auch für Tao-de-ching (Laotse) liegt das Ziel der Menschheit nicht im Diesseits, nicht auf dieser Erde. So ist es dann auch unnötig, sich viele Gedanken über die Arbeit in dieser Welt und für diese Welt zu machen. Nach irdischem Gewinn zu streben, gilt als größtes Übel.

Nur das G e s e t z b u c h d e s M a n u (bis 500 v. Chr.) beschäftigt sich ausführlicher mit der Arbeit. Es stimmt in gewisser Weise mit Ge-danken einiger griechischer Philosophen überein, und eine Stelle dieses Gesetzes läßt verschiedenes Problematisches besonders nachdrücklich erkennen.



Die Gesellschaft gliedert sich in vier Klassen. Jeder Mensch wird in eine bestimmte Klasse hineingeboren und hat während seines ganzen Lebens in dieser zu bleiben. Er darf aus ihr nicht hinausdrängen, sondern muß sich in ihr um ein tugendsames Leben, das der Vollendung zustrebt, bemühen, d. h. asketisch leben. Er muß sein „Fleisch und Blut samt den Lüsten und Begierden kreuzigen“ (vgl. Gal. 5,24). Egoistische Ziele und Wünsche müssen überwunden werden.

In dem Gesetzbuch heißt es: „Die Askese des Lehrstandes ist die Erkenntnis, die Askese des Wehrstandes die Beschützung, die Askese des Nährstandes die Arbeit, die Askese des Sklavenstandes das Dienen“.<sup>19</sup> Jeder soll in der ihm vorherbestimmten Arbeit aushalten. Einer, der z. B. dem Nährstand zugehört, kann nicht etwa „Arbeit“ aufgeben und „Beschützung“ übernehmen, nur weil er etwas „Höheres“ sein möchte. Es kommt gar nicht darauf an, was der einzelne tut. Nur die Gesinnung, aus der heraus etwas geleistet wird, entscheidet über Wert oder Unwert des Menschen; sie muß wachsen, und mit dieser Betonung des Formalen tauchen Gedanken auf, die später dem deutschen Arbeitsethos eigentümlich geworden sind. Dabei bleibt auch noch auffällig der Unterschied zwischen Arbeiten und Dienen.

In diesem Zusammenhange sei trotz des zeitlichen Abstandes vom Gesetzbuche des Manu noch auf den *Koran* hingewiesen. Auch er setzt sich weder in seinen Haupt- noch Nebengeboten eingehender mit der Arbeit auseinander. Die Leistung, die die Mohammedaner mit der raschen Ausbreitung ihrer Kultur vollbrachten, ist Dienst für Allah und seinen Propheten, und die Erfolge gründen sich nicht nur auf die Bereitschaft, die von Gott gestellte Aufgabe zu erfüllen; auch die äußeren Umstände in den Ländern, die gewonnen wurden, waren der islamitischen Eroberung und Mission besonders günstig.

Im abendländischen Kulturkreis beschäftigte sich zunächst die griechische Philosophie mit arbeitsethischen Fragen. Homer allerdings verherrlichte in seinem Epos die adlige Zucht, d. h., die kriegerische Arete. Aber Hesiod versuchte, neben diese Tugend des Standes der Grundbesitzer doch die Arete des einfachen Mannes zu stellen und dem Arbeiten — hier der vorwiegend körperlichen Arbeit — eine größere Achtung und Anerkennung zu verschaffen. In seinem Buche „Werke und Tage“ preist er seinem verschwenderischen und arbeitsscheuen Bruder Perses und damit zugleich allen seinen Mitbürgern gegenüber die Arbeit als den einzigen, wenn auch beschwerlichen Weg zur Arete. Und zu dieser Arete gehören außer der persönlichen Tüchtigkeit auch der Erfolg der Arbeit, also Wohlstand und An-

<sup>19</sup> Deussen, P., Die Elemente der Metaphysik. Leipzig 1919. S. 259.

sehen<sup>20</sup>. Die Arbeit wird zu einem Mittel der Erziehung, als das sie dann später im Protestantismus bzw. Calvinismus wieder besonders nachdrücklich gewertet wurde.

Und weiterhin: Hesiod war davon überzeugt, daß das Arbeiten nicht von vornherein in der göttlichen, d. h. doch vollkommenen Ordnung der Dinge begründet sein könne. Arbeit ist Mühsal, und die Ursache dieser Not fand er in der unheilvollen Tat des Prometheus, also im Raube des göttlichen Feuers; nun erst habe Zeus das Weib, die listenreiche Pandora, geschaffen.

Jedenfalls pries Hesiod eine nicht-aristokratische Form des Ethos der Arbeit, und er konnte versuchen, zu seiner Auffassung zu erziehen, weil Bildung noch nicht auf den adligen Menschen allein beschränkt war. Der Bauer stand zur Zeit des Hesiod nicht hinter dem Städter zurück; der Bauer war nicht der Ungebildete schlechthin. Erst mit der Entwicklung der griechischen Kultur und mit der wachsenden Bedeutung der Stadt wurde Hesiods Arbeitsethos von einer Adalsethik überwuchert. Jetzt siegte Homer, eine Mißachtung der arbeitenden Schichten des Volkes, eine Verachtung der wirtschaftlichen Tätigkeit setzte sich durch, so daß sich die griechische Philosophie nun nur noch gelegentlich mit dem Arbeiten beschäftigt<sup>21</sup>.

Allerdings meinen S o k r a t e s und X e n o p h o n , daß Arbeiten nicht schände, und Xenophon weist außerdem auf das erzieherische Moment des guten Vorbildes hin: Nur bei tüchtigen Herren seien die Diener sorgfältige Arbeiter. Auch P l a t o n ist der Überzeugung, daß wir Menschen „zu Mühe und Arbeit“ geboren seien: „Torenweisheit, die sich nicht sagt, daß nur Mühe und Arbeit uns wahrhafte Ruhe und Erholung schafft . . . Lässigkeit nur neue Mühsal und Not gebiert“.<sup>22</sup> Er kennt auch die Gefahr, der die Jugend seines Standes durch allzu reichliche Ernährung und durch den Vorzug ausgesetzt sei, „aller schweren und erniedrigenden Arbeit überhoben zu sein, die doch am wirksamsten die sinnliche Begehrlichkeit dämpft“. Viel später urteilt der Historiker P o l y b i o s von Megalopolis, daß der lykurgische

<sup>20</sup> „Darum sei eingedenk meiner Ermahnung und arbeite, Perses, göttlicher Sproß, auf daß der Hunger dich hasse und dich liebe die schönbekränzte züchtige Demeter und deine Scheuer mit Vorrat fülle. Wer untätig lebt, dem zürnen Götter und Menschen. Er gleicht in seinem Sinn den Drohnen, die untätig die mühselige Arbeit der Bienen verzehren. Mögest du rechte Lust haben, geordnete Arbeit in rechtem Maße zu verrichten, damit die Scheunen dir voll sind . . . Arbeit ist keine Schande, Untätigkeit ist Schande . . . Wenn du arbeitest, wird dich bald der Untätige beneiden, sobald du Gewinn hast. Dem Gewinne folgen Achtung und Ansehen . . . Vor das Gedeihen haben die Götter den Schweiß gesetzt, weit und steil ist der Weg der Arbeit, aber ist die Höhe erreicht, dann wandert sich's leicht.“

<sup>21</sup> Vgl. u. a. S c h w a r t z , E., Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Leipzig 1912. S. 13. — J a e g e r , W., Paideia. Die Formung des griechischen Menschen. I. Bd. Berlin/Leipzig 1934. S. 89 ff.

<sup>22</sup> P l a t o n , Gesetze, 6,20; 8,5.

Staat gerade dadurch seine überragende Bedeutung erlangt habe, daß die Männer „zu Arbeit und Gefahren“ abgehärtet worden seien<sup>23</sup>. Der Mensch müsse aus einem zweifachen Grunde tätig sein, einem individuellen und allgemeinen, einem persönlichen und politischen. Die Arbeit beschütze vor sittlicher Schwäche, sie bewahre vor Müßiggang und Laster, sie halte Not und Mühsal ab. Und dann gründe sich nur auf ihr das Gemeinwesen, der Staat.

Allmählich trugen aber doch der wachsende Reichtum und die zunehmende Vergeistigung der Lebensführung der Griechen dazu bei, daß die physischen Leistungen nur noch als Postulate angesehen wurden. Der Arbeit um des Erwerbes willen wurde ein Eigenwert nicht mehr zugestanden, und wertvoller als sie galt die Tätigkeit, deren Ergebnis sich über den materiellen Nutzen hinaus zu einer allgemeinen geistigen Bedeutung erhob.

In diesem Sinne sah schon Platon im dritten Stande seiner Utopie<sup>24</sup> nur eine Voraussetzung für die Existenz des Staates. Er wertete das Volk nicht als Repräsentanten, als Träger oder Inhalt des Staates. Der unterste Stand ist nur Objekt und stellt die materiellen Voraussetzungen für die beiden höheren Stände bereit. Ihm stehen politische Rechte ebensowenig zu wie eine aktive Teilnahme an Wissenschaften und Künsten. Wer Bürger sein will, darf nicht Handwerker oder Händler sein.

Aristoteles geht noch weiter. Sein Satz „vita motu constat“ meint, daß die physische Existenz in ununterbrochener Bewegung bestehe und daß auch unsere geistige Existenz nach unaufhörlicher Tätigkeit verlange. Im Gegensatz zu Xenophon billigt er nicht einmal mehr dem das Bürgerrecht zu, der als Landwirt arbeitet<sup>25</sup>. „Der anständige Mensch“ lebt von einer „Grund- oder Geschäftsrente“<sup>26</sup>. Die regelmäßige Tätigkeit um des Broterwerbes willen ist eines freien Mannes unwürdig. Nur die Arbeit des Mannes bzw. Künstlers wird geachtet, die dem formlosen, dem ungeordneten Stoff „Form und Harmonie, Maß und Vernunft zu geben versucht“<sup>27</sup>. Arbeit ist nur „um der Muße willen“ da und bedeutet etwa so viel wie Sklaverei.

<sup>23</sup> Polybios, Weltgeschichte, 6,48: „Die Gleichheit des Besitzes, die Einfachheit der Lebensweise, die Gemeinschaftlichkeit der Mahlzeiten mußten das Privatleben maßvoll gestalten und das Gesamtleben des Staates von Parteilichkeiten freihalten, die Abhärtung zu Arbeit und Gefahren wehrhafte und tapfere Männer heranziehen.“

<sup>24</sup> Vgl. die Drei-Teilung der Gesellschaft in den Veden: Brahmane = Priester, Kshatriya = Krieger, Vaishya = Nährstand.

<sup>25</sup> Aristoteles. Politik III 5; IV 9.

<sup>26</sup> Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Tübingen 1919. S. 118.

<sup>27</sup> Oldham, a.a.O., S. 69.

An dieser Auffassung des Aristoteles hat Ruge im 19. Jahrhundert manches auszusetzen gehabt. Er schreibt: „Obgleich Aristoteles die Notwendigkeit der Arbeit für den Staat einsieht, so verkennt er doch ihren schöpferischen Charakter und ihren weltbildenden und weltbefreienden Adel. Er verkennt, daß sie die Überwindung und Gestaltung der äußeren und der inneren Menschenwelt vollbringt und daß sie dies nicht als bloßes Leben, sondern mit denkendem Geist und als Selbstbefreierin tut. Der Arbeiter ist kein Tier, sondern ein denkender Mensch. Der Begriff des Gemeinen klebt der Arbeit nicht mehr an, sobald man sie in ihrer schöpferischen, alles durchdringenden Tätigkeit auffaßt und begreift . . . Die Arbeit ist für Aristoteles, sofern sie die bürgerliche Gesellschaft betrifft, u n t e r , die Arbeit der Philosophie ü b e r dem Staate, während in Wahrheit die einen sein Herz, die anderen sein Kopf sind“.<sup>28</sup>

Im allgemeinen gelangte das Griechentum jedenfalls zu der Überzeugung, daß sich die Natur von jeher nach bestimmten Gesetzen entwickle und daß sich die Stände und Völker notwendigerweise in unterworfenen und herrschenden aufgliedern, in unedle-vernunftlose und in edle-vernunftgemäße. Jene seien zum Dienen, diese zum Herrschen berufen<sup>29</sup>.

Später haben die R ö m e r die griechische Arbeitsauffassung übernommen, d. h., also die Geringschätzung der Arbeit. Selbstverständlich freute man sich über eine vollbrachte Leistung: *Iucundi acti labores* (Cicero). Man wußte, daß in dieser Welt alles nur durch Mühe und Arbeit zu erreichen sei: *Nil sine magno vita labore dedit mortalibus* (Horaz). Aber die Arbeit galt als Last, als Not. Cicero meinte sogar von allen Handwerkern, daß sie sich „mit einer verächtlichen Kunst“ abgeben; Handel und Gewerbe verderben den Charakter, „etwas Edles wird keine Werkstätte brauchen“, und die Angehörigen dieser Berufe können keinen Anteil an der „Gesellschaft“ haben. *Quare non, quantum quisque prosit, sed quanti quisque sit, ponderandum est* (Cicero, *Brutus*, 257)<sup>30</sup>. Nur der häuerlichen Arbeit gestand Cicero einen großen Wert zu: *Nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil libero dignius* (*De officiis* 1,42).

Schließlich bestimmten Besitz und Vermögen, kaum aber noch geistige Leistung den Wert eines Menschen, und das Volk gliederte sich in Gruppen auf, die sich nach ihrer wirtschaftlichen Lage unterschieden. Der Gemeingeist, der das Römische Reich erbaut hatte, schwand und wurde je länger je ausschließlicher abgelöst vom wirtschaftlichen

<sup>28</sup> R u g e , a.a.O., S. 101 ff.

<sup>29</sup> T r o e l t s c h , a.a.O., S. 316. — S i n g e r , a.a.O., S. 14.

<sup>30</sup> S o m b a r t , *Bourgeois*, S. 261.

Egoismus des einzelnen<sup>31</sup>. Erstrebenswert schien, von körperlicher Arbeit frei zu werden, und das Ziel des Menschenlebens war — u. a. bei Cicero — die Muße bzw. die Beschäftigung mit Politik, mit Kunst oder Wissenschaft. Man wollte andre für sich arbeiten lassen oder die eigenen Bedürfnisse doch so niedrig halten, daß sich zu ihrer Befriedigung ein möglichst geringes Maß an physischer Leistung notwendig machte.

Nun steht der im Römischen Reiche weit verbreiteten Mißachtung der Arbeit doch noch eine ganz andere Auffassung gegenüber, eine Hochschätzung der menschlichen Tätigkeit, und diese wird deutlich vor allem in der späteren Stoa, in der Philosophie der Kaiserzeit. Sie klingt bereits an in dem, was Annaeus Seneca, der Erzieher Neros, über den Begriff der Tugend meint und gipfelt u. a. in der Feststellung Marc Aurels, des Philosophen auf dem Kaiserthron: Der Mensch ist zur Tätigkeit und nicht zum Vergnügen geboren. Sie läßt sich auch ablesen von Grabmonumenten römischer Magnaten des Mosellandes und von Grabsäulen gallischer Handwerker. Diese „realistischen Skulpturen, die die tägliche Arbeit des Verschiedenen im Bilde wiedergeben, sind typische Ausdrucksformen einer hohen Schätzung der Arbeit, die nicht als bittere Notwendigkeit, sondern als soziale und religiöse Pflicht empfunden wird“<sup>32</sup>. Allerdings hat sich diese Wertung der Arbeit nicht so allgemein durchgesetzt wie jene Geringschätzung.

Auch die *Germanen* hielten trotz ihrer gerühmten körperlichen Abhärtung nur wenig vom mühevollen Schaffen. Größeren Arbeitseifer entwickelten, wie Tacitus in seiner *Germania* cap. 45 überliefert, nur die unkriegerischen Ästier im Gebiete des Unterlaufes des Pregel, und in der *Edda* (Spruch 23, 36 ff., 59, 69) sagen nicht einmal die Lebensregeln Hars viel Positives über das Arbeiten aus. Der schlaue und verschlagene Odin galt mit seinem kriegerischen Wagemut und mit seinen zum Teil fragwürdigen Abenteuern als Vorbild und wurde mehr geschätzt als Thor, der Vertreter und Schutzherr des Bauerntums. Mit dieser Überlieferung läßt sich allerdings nicht ohne weiteres die Anschauung in Übereinstimmung bringen, die Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ über den angeblich großen Arbeitseifer der Germanen entwickelt.

### III.

Ein nachhaltiger Einfluß auf die Entwicklung des Arbeitsethos ging von den *Juden* aus. Allerdings wirkte die jüdische Auffassung, die

<sup>31</sup> Vgl. Löwe, H., Von der Persönlichkeit im Mittelalter, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 1952, S. 525.

<sup>32</sup> Rostovtzeff, M., *Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich*. I. Bd. 1929, S. 308, Anm. 26.

in bezug auf den göttlichen Auftrag des Arbeitens mit der Hesiods verwandt ist, zunächst nicht sonderlich auf die Völker des Mittelmeerraumes bzw. des abendländischen Kulturkreises. Aber die Befruchtung mit alttestamentlichem Gedankengut ist später während der Ausbreitung des Christentums nachgeholt worden, und aus diesem historischen Gange erklärt sich, daß zuweilen überstark betont und behauptet werden konnte, das Christentum habe völlig neue Anschauungen über das Arbeiten entwickelt und gelehrt.

a) Besonders ausführlich geht die Bibel gar nicht auf die Arbeit ein; denn in ihrem Mittelpunkt steht nicht die Arbeit des Menschen, sondern der Mensch als Beauftragter Gottes. Und: Die Bibel ist „kein Lehrbuch für Nationalökonomie“<sup>33</sup>.

Das Alte Testament stellt folgendes fest: Der Mensch ist als Ebenbild Gottes geschaffen worden, und bereits im Paradies, also vor dem Sündenfall und vor der Austreibung aus diesem, wurde ihm der Auftrag gegeben, sich die Erde untertan zu machen. Die Arbeit steht somit in der Schöpfungsordnung, und Gott selbst ist Tätigkeit, wie auch die Upanishaden — bzw. R. Tagore — sagen: „Gott offenbart sich in seiner Schöpfungsarbeit . . . Wissen, Macht, Handeln ist seine Natur . . . seine Freiheit.“ Gott schafft und wirkt, und so muß auch sein Ebenbild tätig sein; denn der Mensch, das — wie Herder sagt — „Analogon der alles durchführenden Gottheit“, leitet seine Bestimmung eben aus dem Bilde „des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte“, ab<sup>34</sup>.

Allerdings arbeitet der Mensch anders als Gott. Gott ist das Wort von Anfang an und hat alles durch das Wort geschaffen. Er erlaubte dem Menschen, sich die Erde untertan zu machen; der Mensch darf arbeiten und hat dafür zu danken, daß ihm die Möglichkeit gegeben wurde, tätig zu sein. Gott hat die Arbeit also nicht nur befohlen, sondern er hat den Menschen mit Arbeit begnadet, und durch seine Tätigkeit ist es dem Menschen geschenkt, an der Schöpfung Gottes teilzunehmen. Dabei führt eine weise Verteilung der unterschiedlichen Begabung der Menschen dazu, daß alle notwendigen Arbeiten, die niedrigsten wie die höchsten Aufgaben, erledigt werden.

Gott hat den Menschen also in seine Schöpfung hineingestellt; er hat ihn dieser aber auch vorangestellt, so daß der Mensch zum Mittler zwischen Gott und der Schöpfung erhöht wurde. Aber die Schöpferkraft, die sich in der Arbeit des Menschen auswirkt, ist keine ursprüngliche Kraft: Sie leitet sich doch vom Willen Gottes her. Und dann wieder kann der Mensch durch seine Werke Gott näher kommen:

<sup>33</sup> Riehl, a.a.O., S. 176.

<sup>34</sup> Herder, J. G., Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, XV. Buch.

„Nur der Tätige fühlt ihn“, läßt Stefan Zweig in den „Augen des ewigen Bruders“ den Weisen Virata zu seinen habgierigen Söhnen sagen.

Mit der Arbeit ist dem Menschen gleichzeitig die Heiligung des Sonntags geboten. Werktag und Tag des Herrn verpflichten gleichermaßen; denn der Mensch ist nicht nur deshalb auf die Erde gesetzt worden, um zu arbeiten. Zwar ist — nach Matthias Claudius — „einem jeglichen Menschen . . . Arbeit aufgelegt . . .“, aber das Herz kann nicht dran bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden und dürstet und sehnet sich dahin“. Der Endzweck der Weltgeschichte kann nicht Arbeit sein: „Das Amen des Universums“ ist, wie Fr. Schlegel sagt, die Liebe.

In die Mühe und Sorge wurde der Mensch erst nach dem Sündenfall gestoßen. Jetzt entwuchs er der Kindhaftigkeit, und er kann seine verlorene Herrscherstellung nun nur durch eigene Leistung schrittweise zurückzugewinnen versuchen. Jetzt handelt es sich für die Menschheit darum, den Fluch von der Arbeit zu nehmen, die Nothaftigkeit der Arbeit in Segen zu verwandeln. Eine Aussicht auf Erfüllung seines Strebens ist dem Menschen aber dabei nicht geschenkt: jeder Arbeit und jedem Erfolge fehlt die Dauer, die bleibende beglückende Befriedigung.

Das Arbeiten gilt jetzt als Buße für die Abtrünnigkeit, Arbeit wird zur Last. Der Mensch muß arbeiten; ohne Arbeit geht er zu Grunde, während alle anderen Geschöpfe ohne sie existieren, und nun drückt sich in der mühevollen Arbeit Zweierlei aus: einerseits die Hoheit Gottes, andererseits die Niedrigkeit des liebsten Geschöpfes Gottes, des sündhaften und gedemütigten Menschen.

Gott hat der Menschheit den Arbeitsauftrag gegeben, und damit ist sie für ihre Leistung Gott gegenüber auch verantwortlich. Tätig sein kann der Mensch überhaupt nur in einer bewußten Verantwortung vor Gott. Er muß sich bemühen, „etwas recht zu tun, das der Mühe wert ist“ und „das aus Liebe zum Werke selbst geschieht“<sup>35</sup>.

Nach der Austreibung aus dem Paradies zerfällt die Woche in eine Zeit der Arbeit und in eine Zeit der Ruhepause. Beide Teile gehörten ursprünglich zusammen wie das Einatmen und Ausatmen. Aber mit dem Fortgange der Geschichte entfernten sie sich immer weiter voneinander, bis sich die Qual der sechs Arbeitstage und der befreiende Sonntag fast beziehungslos gegenüberstanden.

An sich ist nach dem Sündenfall alle Arbeit wertlos geworden; auch die größte Anstrengung bietet keine Gewähr auf Erfolg, und nur dann kann ein Werk gelingen, wenn Gott ihm seinen Segen gibt. Ohne die

<sup>35</sup> S a y e r s, Dorothy. Why Work? S. 1.

himmlische Gnade bleibt jede Leistung ein Nichts. „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst“, sagt Psalm 127, 128.

Nur wenige andere Psalmen gehen auf die Arbeit ein. Den Psalm 90 übersetzte Luther in dem Sinne, daß unser Leben dann „köstlich“ gewesen sei, wenn es Mühe und Arbeit war, eine Überzeugung, die die Upanischen so ausdrücken, daß nur der Mensch hundert Jahre zu leben wünsche, der wirkt und schafft. Luther legte dem jüdischen Sänger viel von seiner eigenen Auffassung in den Mund, zu der jene frühe Zeit weniger fähig gewesen ist. In einem dem Psalm 90 ähnlichen Sinne schrieb Werner v. Siemens in seinen Lebenserinnerungen, daß sein Leben „schön“ gewesen ist, „weil es wesentlich Mühe und Arbeit war“.

Psalm 104,23 weist noch auf das Tatsächliche der Arbeitsleistung hin. Aber weder das „Goldene Alphabet“ Davids (Psalm 119) noch Psalm 15 mit seiner Frage: „Was bleibt vor Gott?“ sprechen von den Arbeitern; und doch hätte gerade hier nahe liegen können, zu denen, die in „Gottes Hütte“ wohnen, auch andre zu zählen als die, die nicht wuchern.

Häufiger als die Psalmen betonen die Sprüche Salomos die weltliche Notwendigkeit, wirtschaftlich tätig zu sein. Der Faule, der „das Seine umbringt“, der zu nichts kommt, „weil er nur mit Worten umgeht“, der über seinen Wünschen sterben wird, weil „seine Hände nichts tun“, soll zur Ameise gehen und von ihr lernen. Dann wird er „genug an allem haben und sogar reich sein“<sup>36</sup>.

Der Prediger Salomo, der von der Nichtigkeit und von der Eitelkeit des irdischen Daseins überzeugt ist, meint, daß selbst die härteste und erfolgreichste Arbeit keine letzte Befriedigung gewähre; sie verschaffe ebensowenig Genügen wie der reichste Besitz. Die Seele werde von aller Arbeit „nicht satt“, und das auch dann nicht, wenn ein einzelner mit anderen an einem gemeinsamen Werke schaffe. Alles Arbeiten bleibt letzthin fragwürdig und kann trotz allen Fleißes nie befriedigen. Arbeit und Gewinn drängen immer wieder nach neuem Genuß, und so bleibt „nichts Besseres denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil“<sup>37</sup>.

Auch die Propheten kennen die Arbeit als Gottesgebot, als Gottesdienst und als Menschenpflicht bzw. Sündenbuße. Nur aus ehrlicher Arbeit soll Wohlstand erwachsen. Vor allem Jesaja 3,10 hat in der Arbeitsauffassung dann weitergeführt: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben; denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen.“ Wörtlicher übersetzt heißt Vers 10 b: „. . . denn die Früchte seiner

<sup>36</sup> Sprüche Salomos 6,6 ff.; 10,4; 13,4; 14; 25; 18,9; 19,15; 21,25; 28,19; 31,27.

<sup>37</sup> Prediger Salomo 2,4,21 ff.; 3,9,22; 4; 5,11; 6,7.



Anschläge wird er genießen.“ Aus dieser Stelle ist gefolgert worden, daß Jesaja die Geistesarbeit über die Handarbeit gestellt und sie „als den gewichtigsten Faktor der Produktion anerkannt“ habe<sup>38</sup>.

Bei Jesus Sirach (cap. 25—39), der 192 v. Chr. verfaßt und knapp 60 Jahre später ins Griechische übersetzt wurde, fallen enge Berührungen zwischen Juden und Griechen bzw. Römern auf. Hier werden geistige und körperliche Tätigkeiten unterschieden, gegeneinander abgewogen, und jeder Leistung wird ihr besonderer, ihr für das Volksganze eigentümlicher Wert zuerkannt. Im Gegensatz zur griechisch-römischen Arbeitsauffassung — er zeigt sich auch im gehobenen Sklavenrecht der Juden<sup>39</sup> — ist hier eine Mißachtung des Handwerkers jedenfalls nicht ausgesprochen. Dem Menschen wird aufgetragen, den Besitz materieller Güter dazu zu verwenden, die Not der Mitmenschen zu lindern. Ein Gedanke, der im Neuen Testament zum Gebot der Nächstenliebe aufsteigt: Mit seiner Arbeit und seinem Gewinne diene einer dem andern.

Dabei verlieren die Stände ihre schroffe Gegensätzlichkeit; denn jeder soll im andren seinen Nächsten sehen, seinen Bruder. Und nicht zuletzt: Jeder jüdische Gelehrte war zugleich Handwerker, so wie sich später auch Paulus auf seinen Missionsreisen mit seiner Hände Arbeit durchbrachte.

Das Alte Testament läßt — neben dem Gedanken des göttlichen Ursprunges der Arbeit — jedenfalls auch die Arbeitsklugheit des Volkes Israel spüren. Es betont den Segen der Arbeit und die Schande des Nichtstuns und mahnt, daß ohne Arbeit weder wirtschaftliches noch sittliches Gedeihen noch Ehre sein können. Gleichzeitig weiß es um die Grenzen des Arbeitens.

Auch für das Neue Testament ist die Arbeit nicht irgendeine völlig gleichgültige weltliche Angelegenheit. Sie wird wie alles Irdische vom Jenseits her bestimmt und ist Dienst vor Gott. Der Herr ruft den Menschen als seinen Knecht zur Arbeit auf, und der Diener ist seinem Schöpfer gegenüber mit und in seinem Arbeiten verantwortlich. Zwar besteht für die Leistung kein Anspruch auf Lohn nach dem Tode; aber es wird doch „offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfangen nach dem er gehandelt hat bei Leibes-Leben, es sei gut oder böse“ (2. Kor. 5,10). Trotzdem ist nicht etwa der Lohn das Motiv dazu, tätig zu sein<sup>40</sup>; denn Gott lohnt sola gratia,

<sup>38</sup> Walter, Franz, Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit. Freiburg 1900. S. 239.

<sup>39</sup> Mielzinger, J., Die Verhältnisse der Sklaven bei den alten Hebräern. Kopenhagen 1859. — Winter, A., Die Stellung der Sklaven bei den Juden. Halle 1886.

<sup>40</sup> Bornkamm, G., Der Lohngedanke im Neuen Testament. Lüneburg 1947.

nur nach seiner Gnade, so wie Gott der Herr die Arbeiter in seinem Weinberge entlohnt (Mt. 20,15 f.).

Die Frage danach, welchen Einfluß das Christentum auf die Entwicklung des Arbeitsethos ausübte, hat zu manchen Auseinandersetzungen unter Theologen bzw. Historikern geführt, so zwischen Strauß, Lange, Hartmann, S. Weber. Troeltsch betonte, daß man „das Wort von der Adelung der Arbeit durch das Christentum nicht übertreiben“ dürfe, und M. Weber meinte, es sei „einfach eine Fabel, daß das Neue Testament der Arbeit irgendetwas an neuer Würde hinzugefügt“ habe<sup>41</sup>.

Für Jesus, den Zimmermann, ist die Arbeit jedenfalls selbstverständliche Voraussetzung aller irdischen Existenz. Er nimmt ebenso wie seine Jünger, die er aus dem Erwerbsleben zu sich rief, an ihr teil und fordert zu ihr auf (Luk. 5,1 ff.). Er lebt als Handwerker, um — wie im 18. Jahrhundert der Abbé Fleury sagte — „damit kund zu tun, daß es allgemeine Menschenpflicht ist, schweigend zu arbeiten“<sup>42</sup>.

Gott hat es von den ersten Tagen der Schöpfung an so bestimmt, daß der Mensch um seines Lebensunterhaltes willen arbeiten muß, und Thomas von Aquino formulierte: *Sola enim necessitas victus cogit manibus operari*. Darüber hinaus darf der Mensch mit seiner Arbeit an der Schöpfung Gottes teilnehmen und mit ihr seinen Herrn verherrlichen<sup>43</sup>; Arbeit ist durch die Gnade Jesu Christi nicht nur Gesetz.

Das Neue Testament versucht auch, der Arbeit das ängstliche Sorgen um die Notdurft des Lebens und um das Gelingen der Tätigkeit zu nehmen, und es weist ganz nachdrücklich auf die Gefahr hin, die im rücksichtslosen Streben nach Gewinn, nach nur materiellem Erfolg liegt. Rastlose Arbeit und eifernde Sorge machen blind und taub für die Botschaft vom Reiche Gottes. Wer aber nach diesem Reiche und der Gerechtigkeit trachtet, wird „solches alles“ erhalten, d. h., alles andere, dessen er bedarf.

Das frühe Christentum sah zunächst keinen Anlaß, über den sittlichen Wert der Arbeit nachzudenken oder zu betonen, daß die Arbeit als Buße für die Erbsünde auferlegt sei. Es hoffte doch auf das nahe, auf das unmittelbar bevorstehende Gottesreich. Die Erde werde ja bald vergehen, und deshalb brauchte der einzelne weder für sich noch für andere viel zu schaffen. Er konnte seine Arbeit voll und ganz in

<sup>41</sup> Strauß, D. Fr., *Der alte und der neue Glaube*. 1872. — Lange, A. Fr., *Geschichte des Materialismus*. 1866. — v. Hartmann, E., *Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft*. 1874. — Weber, S., *Evangelium und Arbeit*. 1898. — Troeltsch, a.a.O., S. 118. — Weber, M., *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen 1925. S. 800.

<sup>42</sup> Groethuysen, B., *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich*. Bd. 2. Halle 1930. S. 81.

<sup>43</sup> Eph. 6,6—8; Kol. 3,22; 1. Tim. 6,1; Tit. 2,9. — Vgl. aus Kagawa's Meditationen (Axling, W., Kagawa. Bad Pyrmont. 1948. S. 162): Jesus „trennte Arbeit und Religion keineswegs“.

den Dienst der mit ihm verbundenen Gemeinde stellen. Der Christ existierte von der Enderwartung her, und eben darin unterschied sich seine Gemeinschaft grundsätzlich von anderen Zukunftserwartungen und Vertröstungen.

Nun wurde die Selbstlosigkeit in der Urgemeinde aber bald von Mitläufern ausgenutzt, und so mußte Paulus mahnen<sup>44</sup>, daß der eine dem andern nicht durch Bettelei zur Last falle; denn „wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ — ein Wort, das aus dem Neuen Testament von der Sowjetunion übernommen worden ist. Jeder solle sich „an dem begnügen, das da ist“; er habe sich auf die Weise, die Paulus vorlebte, zu ernähren. Nur der durfte unterstützt werden, der krank, schwach oder ohne eigenes Verschulden arbeitslos geworden war.

Die Hilfe für den Nächsten ist in der Apostellehre noch eingehender formuliert: „Ist der Zugereiste ein Handwerker, so arbeite er bei euch und habe seine Nahrung. Versteht er kein Handwerk, so sorgt dafür, daß er nicht als Arbeitsloser unter euch lebt; denn das soll der Christ nicht. Will er aber nicht arbeiten, so ist er einer, der aus seinem Christentum materiellen Gewinn ziehen will. Von solchen haltet euch fern.“

Epheser 4,28 ermahnt den, der gestohlen habe, nicht mehr zu stehlen, sondern zu arbeiten und zu schaffen „mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen“. Man kann versucht sein, hier — wie auch Eph. 6,8 und Kol. 3,24 — einen schwachen Vorläufer für den Gedanken des Barnabas-Briefes zu finden, daß die Sündenschuld durch gute Taten abgewaschen werden könne: „Arbeite mit deinen Händen zur Erlösung von deinen Sünden“ (Kap. 16). Die Heiligung durch das Werk, d. h., durch die Arbeit und die mit der Arbeit erworbenen Güter, die die Werke der Nächstenliebe ermöglichen, klingt in späteren Jahrhunderten zuweilen noch stärker an, z. B. bei Symeon von Mesopotamien im 4. Jahrhundert.

Paulus beeinflusste die Entwicklung des Arbeitsethos noch entscheidend durch die „vocatio“. Sie meint ihrem ursprünglichen Sinne nach den Ruf Gottes zu einem neuen Leben in Christus und zum Dienst im Reiche Gottes<sup>45</sup>. Nur eine Stelle (1. Kor. 7,20) faßt sie als die Tätigkeit auf, die dem einzelnen von Gott in dieser Welt zugewiesen ist, und Paulus verlangt, daß jeder in dem ihm zugeordneten Berufe auszuhalten habe. Gerade auch diese Forderung kehrt neben anderem paulinischem Gute bei Luther wieder. Hier wie dort hängt das Gebot, im

<sup>44</sup> 1. Kor. 9; 2. Kor. 6,4 ff.; 1. Thess. 2,9; 2. Thess. 3,6 ff.

<sup>45</sup> Troeltsch, a.a.O., — Paulus, R., Die Wertung der weltlichen Berufe im Mittelalter. Hist. Jahrb. 32, 1911, S. 725, und: Zur Geschichte des Wortes Beruf. Hist. Jahrb. 45, 1925, S. 315. — Eger, K., Die Anschauungen Luthers vom Beruf. Gießen 1900.

Berufe auszuharren, zusammen mit der Einstellung zur Persönlichkeit, mit der Bewertung der Individualität. Diese Individualität konnte nicht ohne weiteres als Ideal gedacht und erstrebt werden; ihre Pflege rechnete man sogar zur *superbia*, zur Erbschuld, zur Empörung und „Auflehnung des Menschen gegen Gott“<sup>46</sup>.

b) Die Arbeit in der Welt und für die Welt verlor während der ersten nachchristlichen Jahrhunderte an religiöser Wertschätzung. Hierzu trugen auch Gedanken der griechisch-römischen Philosophie bei, und selbst der *Talmud* brachte es nur noch zu einer diesseitigen, ökonomischen Anerkennung des Arbeitens: „Groß ist die Arbeit, sie ernährt ihren Mann.“ Er meint, daß die Dienstboten, die Knechte und Mägde, gleich Brüdern und Schwestern zu achten und halten seien, und man müsse eher den Sabbat zum Werktag machen, als daß man wirtschaftlich von andren Leuten abhängen dürfe<sup>47</sup>.

*Asketische* Bewegungen und *Anachoreten* wie Antonius (gest. 356) gewannen allgemein an Achtung. Die Arbeit trat als bloß weltliche Angelegenheit zurück hinter den unmittelbaren Dienst für das Jenseits, für das zukünftige Leben im Himmel. Anerkannt wurde, daß es kaum oder überhaupt nicht gelingen könne, in dieser Welt ein Christ zu werden. Der Heilige, der die Welt möglichst weit hinter sich ließ, galt als wertvoller, galt als der bessere Christ, und die Daseinsform des Heiligen konnte schließlich mit der Kirche gleichgesetzt werden.

Zwar mußten auch die Einsiedler um ihres Lebensunterhaltes willen arbeiten, falls sie nicht ausschließlich vom Bettel leben wollten. Aber der Christ genoß das größere Ansehen, der besonders bedürfnislos lebte und eben deshalb für sich selbst wenig zu erarbeiten brauchte. So konnten sich z. B. die Messalianer namentlich in Syrien während des 4. Jahrhunderts ausbreiten; sie bettelten als Heimatlose ihren Lebensunterhalt zusammen. Auch im *Liber graduum* (4. Jahrhundert) ist das paulinische Arbeitsgebot vergessen oder doch so umgedeutet, daß Lucius von Enaton während des Seilflechtens unablässig betete: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit“<sup>48</sup>.

Und dabei blieb man sich aber auch des erzieherischen Wertes der Arbeit bewußt. Hieronymus (gest. 420) meint, mit und in der Arbeit kämpfe man erfolgreich gegen den Teufel. Chrysostomos (gest. 407) wünscht, daß sich alle die Müßiggänger schämen, „die ihr Brot umsonst essen und die eine zahlreiche Dienerschaft haben. Durch fort-

<sup>46</sup> Löwe, a.a.O., S. 530.

<sup>47</sup> Weber, S., a.a.O., S. 53 ff. — Uhlhorn, G., Die Arbeit im Lichte des Evangeliums, Bremen 1877. S. 8.

<sup>48</sup> Lietzmann, H., Geschichte der alten Kirche. IV. Bd. Halle 1944. S. 145, 158 f.

während Arbeit sein Brot zu verdienen ist eine Art Philosophie; bei solchen Menschen ist die Seele reiner und der Geist stärker. Darum sollen wir jene, die von ihrer Hände Arbeit leben, nicht verachten, sondern gerade deshalb glücklich preisen“.

Bischof Theodoret von Cyros (gest. 457) ist davon überzeugt, daß die Menschheit nichts Gutes ohne „die Arbeit habe. Durch Arbeit genießen wir die Gaben der Landwirtschaft und des Handels; durch Arbeit errichten wir Städte und wohnen in Häusern, bekleiden den Leib, beschuhen die Füße und stellen allerlei Speise auf den Tisch . . . Da wir somit alles Gute durch Arbeit erwerben, so schmäht jene nicht, die durch Arbeit zu einer dienenden Klasse geworden sind.“ Und schließlich: Einhard, der Biograph Karls des Großen, überliefert, daß die Kaisertöchter mit häuslichen Arbeiten beschäftigt werden sollten, „ne per otium torperent“<sup>49</sup>.

Während der Jahrhunderte der christlichen Mission und der Festigung des neuen Glaubens setzte sich allmählich auch wieder eine Unterscheidung von Hand- und Geistesarbeitern durch; sie ergab sich mit den reicheren Wirtschaftsmitteln und Wirtschaftsformen, mit der Ausbreitung der Wissenschaften und der allgemein fortschreitenden Verfeinerung der Kultur. Gebildete schieden sich von den Ungebildeten, und schließlich kehrte der gesellschaftliche Aufbau der platonischen Utopie in christlicher Deutung wieder: An die Spitze der Gesellschaft rückte derjenige, der unmittelbar und ausschließlich Gott dient. Vor aller Geistesarbeit wurde nun die des Geistlichen am höchsten geschätzt, und das, was jeden Zweig der europäischen Kultur während des Mittelalters kennzeichnet, galt selbstverständlich auch für die Arbeit: Sie wird von der Kirche aus gelenkt und gewertet.

So unterscheidet denn Gerard, der Bischof von Cambrais im 11. Jahrhundert, drei Stände: die Beter, die Krieger und die Ackerbauer, oder nach der allgemein üblichen Formulierung: Geistlichkeit, Adel und dritten Stand<sup>50</sup>. Nun ernährt der Bauer den Beter, und in einem Reformprogramm eines französischen Augustiners heißt es sogar, daß der dritte Stand arbeiten müsse; tue er das nicht, so sei er aus dem Lande zu verweisen, und die Tugenden der Nicht-Adligen seien — z. B. bei Chastellain — Demut, Fleiß, Gehorsam und Bereitwilligkeit<sup>51</sup>.

Die Beter haben die Aufgabe, die Bauern zu Gott zu geleiten. Die Laienarbeit besitzt keinen Eigenwert; einen Sinn erhält sie nur da-

<sup>49</sup> Einhardi vita Caroli cap. 19. — Vgl. Sommerlad, Th., Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland. Leipzig 1900. II. Bd. S. 145.

<sup>50</sup> Das Mittelalter faßt allerdings jede Gruppe von Menschen, die durch Geburt, Dienst, Beruf oder Weihe zusammengehört, als „Stand“ auf.

<sup>51</sup> Huizinga, J., Herbst des Mittelalters. Stuttgart 1939. S. 77 ff.

durch, daß sie dem Priester die Anbetung ermöglicht, d. h., den Gottesdienst, die Liturgie. Der Beter, der Geistliche, wird einziger oder doch bevorzugter Mittler zu Gott und kann diese Stellung dann auch politisch und wirtschaftlich nutzen. Neben den Klerikern gliedern sich die Laien in verschiedene gesellschaftliche Gruppen auf; überkommene und noch weiter ausgebildete Klassifizierungen drücken sich z. B. in den Heerschildordnungen aus.

Eine hervorragende Bedeutung für die Entwicklung des Arbeitsethos gewann das Mönchtum. Schon Pachomius, einer der ersten Organisatoren religiöser Gemeinschaften zu Beginn des 4. Jahrhunderts, baute seine Gründungen auch auf der Handarbeit auf. Er stellte den einzelnen in einen Verband, zu dessen Lebensunterhalt jedes Mitglied beitragen mußte. Jeder arbeitet für die Gemeinschaft, er zieht aus seiner Tätigkeit nicht etwa nur einen rein persönlichen Gewinn. Die Arbeit ist hier wie auch bei Basilius in Kappadokien (gest. 379) oder bei dem Iren Kolumban (gest. 615) in einem doppelten Werte erfaßt, d. h., in einer praktischen und in einer asketischen Bedeutung<sup>52</sup>. In dieser Richtung sah auch Augustin die besondere Weihe der Klosterarbeit; das nur beschauliche Leben der Asketen lehnte er ab<sup>53</sup>.

Die Arbeit der Mönche und Nonnen in der klösterlichen Gemeinschaft setzte also im kirchlichen Raume fort, was in gewisser und ähnlicher Weise in der Welt galt: Hier wie dort ist die klösterliche bzw. die weltliche Familie als Produktionsgemeinschaft die Trägerin der Arbeit. Zuerst ist der einzelne für seinen Verband tätig, der ihm eine bestimmte Aufgabe zuweist. Im Klosterleben hatte die körperliche Arbeit, im wesentlichen die *vita activa*, zunächst die wirtschaftliche Versorgung der Gemeinschaft zu sichern. Sie ermöglichte dann die äußeren Werke der Nächstenliebe und galt auch als Zuchtübung, als Askese; so schützte sie den einzelnen vor Müßiggang und fruchtloser Selbstpeinigung. Letztlich geschah sie, Gott zu loben und zu preisen.

Besonders geschätzt wurde die landwirtschaftliche Arbeit, z. B. von Augustin, von den Zisterziensern, Prämonstratensern und Franziskanern. Man war davon überzeugt, daß gerade in ihr der Mensch unmittelbar an Gottes Schöpfung mitwirke<sup>54</sup>. Bäuerliche Tätigkeit konnte als gottesdienstliche Leistung aufgefaßt werden, und dennoch kontrastiert diese Wertschätzung mit der eigentümlicherweise gleichzeitigen

<sup>52</sup> Sommerlad, a.a.O., I. Bd., S. 206 ff.

<sup>53</sup> Augustin, *De opera monachorum* und *Gottesstaat* XX, 15.

<sup>54</sup> Troeltsch, E., *Augustin. Die christliche Antike und das Mittelalter*. Tübingen 1915. S. 140 f. — Sommerlad, Th., *Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters*. Leipzig 1903. S. 49, S. 133 f. — Schilling, O., *Die Staats- und Soziallehren des hl. Augustinus*. München 1910. S. 249 f. — Martini, Fr., *Das Bauerntum im deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert*. Halle 1944. S. 23 ff., 33, 39 u. ö.

Auffassung von der körperlichen Arbeit als einer Strafe Gottes. Allgemeine Überzeugung war, daß irdisches Wirken allein noch nicht zu den höheren Stufen der Seligkeit führen könne. Es muß ergänzt werden durch den Weg der Maria<sup>55</sup>, d. h., durch die *vita passiva* bzw. *contemplativa*. Und so verpflichtet Benedikt seine Mönche zum *Orare* und *Laborare*; beide zusammen machen den Herrendienst aus.

Auf der einen Seite stehen das Gebet, das *opus Dei* und *opus secundarium*, die Liturgie, auf der anderen Seite die „Arbeit“, zu der die *lectio divina*, der Dienst in den profanen Wissenschaften und die Handarbeit als Dienerin der *lectio* gehören. Die Arbeit als eine Freundin der Seele soll nicht allein dem Verbanne, dem Ganzen dienen; sie muß in Demut und Gehorsam Kriegsdienst für Gott werden. Jede Tätigkeit, auch die sittliche Leistung des einzelnen an sich selbst, wendet sich vom Diesseitigen und Irdischen weg und zu Gott hin. Sie zielt ab auf die *caritas perfecta*<sup>56</sup>.

So besaß alles Arbeiten seinen Sinn wieder ausschließlich von Gott her und zugleich zu Gott hin. Auch im Zusammenhange damit, daß das religiöse Leben sich vertiefte und die äußeren Daseinsformen sich vereinfachten, sollten jetzt alle Schichten des Volkes — anders als in der überfeinerten und übersättigten römischen Gesellschaft — zu einer neuen sittlichen, zu einer geistlichen Einheit zusammengeschlossen sein. Die Arbeit war nicht nur in Demut und Gehorsam, sondern auch aus Liebe zu leisten, und sie erhielt insofern eine existentielle Bedeutung, als sie über die Klostermauern hinaus gerade auch draußen in der Welt jedem Christen Vorbild und Richtschnur in einer stetig wachsenden Reinheit des Herzens sein sollte. Und die Einheit von Beten und Arbeiten drückte dann auch die enge Verbindung aus, die auf Jahrhundert hinaus zwischen kirchlichem Sektor und Wirtschaftsverbänden bestand, also etwa zwischen einem Kloster, einem Bistum oder dem Herrschaftsraum eines Ordens und etwa einer Stadt oder einem Territorium.

Auch trug die Arbeit dazu bei, anachoretische Bewegungen zu überwinden, und Chrodegang von Metz (gest. 766) z. B. befahl seinen Kanonikern sehr nachdrücklich, mit der Hand zu arbeiten<sup>57</sup>. Benedikt von Aniane (gest. 821) hielt seine Mönche vor allem zu bäuerlicher Arbeit an. Er lehnte es sogar ab, sich Hörige schenken zu lassen; denn, so

<sup>55</sup> Vgl. die Auslegung von Lukas 10,38 ff. durch E c k e h a r t, 9. Predigt: Maria schwärmt nur, weil sie sich vor der Welt ängstigt, Martha dagegen schafft und wirkt aus ihrer Tugend heraus und ist Vorbild für einen heiligen Menschen.

<sup>56</sup> Vgl. u. a. H e r w e g e n, J., *Der hl. Benedikt*. Düsseldorf 1926, und *Sinn und Geist der Benediktiner-Regel*. Einsiedeln 1944. — *Regula*, cap. 48. — *Sommerlad*, *Die wirtschaftl. Tätigkeit*. Bd. II. S. 21, 150 f.

<sup>57</sup> *Regula canonicorum*, cap. 9. — v. E i c k e n, H., *Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung*. Stuttgart 1887. S. 492.

befürchtete er, diese Minderfreien könnten seinen Mönchen die Arbeit erleichtern oder gar wegnehmen<sup>58</sup>.

Auch Bonifatius führte bereits seine erste Gründung auf deutschem Boden, Amöneburg um 722, ohne servi durch; das Gleiche geschah später in Fulda. Und auch Karl der Große befahl den Ordensbrüdern Handarbeit. Er hoffte, die Wirtschaft und besonders die Kolonisation eben mit Hilfe der Klöster beleben zu können. Unter Ludwig dem Frommen allerdings, der im Jahre 817 die Regel Benedikts als Norm für das Klosterwesen anerkannte, begannen Askese und Selbstkasteiung den Mönchen wichtiger zu werden als physische Leistungen. Über die Handarbeit dünkte man sich sehr bald mehr oder weniger erhaben<sup>59</sup>.

Selbst die Reformpartei der *Cluniacenser* des 10./11. Jahrhunderts sah in der Hauptsache nur den Fluch, der auf der Arbeit lastet. Wenn man verdienstlich leben und Gott versöhnen wollte, erschien das beschauliche Leben besonders geeignet und wertvoll, man versuchte — auch im Zusammenhange mit der Scholastik — gerade jetzt, da die Kirche als Organisation sich fest gefügt hatte, eine ausschließlich geistliche Tätigkeit zu rechtfertigen, und sah nun wieder wie schon einst in der Antike und wie später vom 18. Jahrhundert ab die physische Leistung nur gleichsam „von unten her“, vom Menschen aus. Es konnte sogar geschehen, daß sich der Gebildete urkundlich bestätigen ließ, zur Handarbeit nicht verpflichtet zu sein: Im Jahre 1348 wurde die Geistlichkeit zu Prag vom Kaiser Karl IV. damit begnadet, zu bäuerlichen Arbeiten nicht herangezogen zu werden<sup>60</sup>.

Das Mönchtum hatte sich vom benediktinischen „*Ora et labora*“ entfernt; andererseits versuchte es — wie stets nach Zeiten des Abfalls — zur „*Goldenen Regel*“ zurückzukehren, und das trifft für die Franziskaner und in besonderem Maße für die kolonisierenden Orden zu, für die Zisterzienser und Prämonstratenser, die das doppelte Gebot durch das „*Streite!*“ zu einer Dreiheit erweiterten.

Einer der Gründer des Zisterzienserordens, Stefan Harding, der Verfasser der *Instituta Capitulum Generalium*, meinte, daß Untätigkeit die menschliche Seele gefährde und daß der faule Mönch von vielen Teufeln geplagt werde. Um diese Gefahr zu bannen und um neben dem wirtschaftlichen Werte auch den asketischen Vorzug der Handarbeit zu nutzen, richtete er seine Niederlassungen wieder nach der Regel Benedikts ein. Die *paupertas laborans* wurde ausführlich festgelegt, weil die Zönobiten sich oft genug doch lieber um die — aller-

<sup>58</sup> Sommerlad, a.a.O., Die wirtschaftliche Tätigkeit. Bd. II. S. 169.

<sup>59</sup> Vita S. Bonifatii, 12. — Sommerlad, a.a.O., Bd. I. S. 275, 296.

<sup>60</sup> M. G. H. Reg. imp. VIII Nr. 750 (August 1348).



dings nur unter Umständen bequemere — paupertas mendicans bemühen mochten.

Gerade die Zisterzienser haben es dank ihrer ökonomischen Einstellung zu bedeutendem Grundbesitz gebracht, und als sie diesen bei ihrer — im Verhältnis zur Ausdehnung des Grund und Bodens — geringen Anzahl von Mönchen nicht mehr in der alten Art und Weise des Eigenbaus bewirtschaften konnten, schufen sie das Institut der Konversen. Diese *fratres barbati* oder *exteriores* entwickelten sich zum eigentlich exekutiven Element in der Wirtschaftsführung des Ordens. Ihre Tätigkeit erstreckte sich ausschließlich auf das Wirtschaftsleben des Ordens, aber doch eben nicht so, daß sie den Mönchen die Handarbeit völlig abgenommen hätten. Sie sollten die Mönche in der *vita activa* nur ergänzen und unterstützen.

Auch Franziskus wollte, daß seine „Brüder ein ehrsameres Handwerk treiben, und die, welche noch keins können, sollen ein solches erlernen, nicht in der Absicht, Lohn für die Arbeit zu empfangen, sondern um des guten Vorbildes willen und um dem Müßiggang zu entfliehen. Und wenn man uns keinen Lohn für unsere Arbeit gibt, so laßt uns Zuflucht nehmen zum Tisch des Herrn und Almosen heischen von Tür zu Tür“ (Testament, 5).

Das Schrifttum des 13. und 14. Jahrhunderts wertet nun allerdings doch die bäuerliche Leistung — und das ist damals im großen und ganzen die körperliche Arbeit schlechthin — als Zeichen des Adamschicksals der Menschheit. Selbst Thomas vermag im Bauern gewöhnlich nur einen *servus* zu sehen, und die bäuerliche Arbeit verlor wohl auch deshalb an Achtung, weil die ursprüngliche Einheit des Kriegerischen und Bäuerlichen nun seit dem 11. Jahrhundert endgültig verlorengegangen war. Diese Entwicklung ist begünstigt worden durch die politischen und militärischen Verhältnisse, sie ließ die Kluft zwischen dem Adel und dem Bauernstande wachsen, auch wenn die Kirche versuchte, beide Stände noch zu versöhnen und einander zu verpflichten.

Besonders die oberen Schichten des Adels verloren das Gemeinschaftsbewußtsein mit dem gesamten Volke. Der Bauer wurde mehr und mehr auf seine Arbeit beschränkt und blieb von der höheren weltlichen und geistlichen Kultur geschieden. Ihm oblag im großen und ganzen nur, seinen Dienst treu und fleißig dem Herrn gegenüber zu erfüllen; das zeigen z. B. die Wiener Genesis, das Kärntner Gedicht „Vom Rechte“, der Welsche Gast, auch der Arme Heinrich<sup>61</sup>. Der Bauer leistet „primäre Arbeit“; er ist „nicht am staatlichen Aufbau noch im Landesausbau durch organisatorische Leistung hervorgetreten“; er bleibt Instrument der Politik, sowohl der königlichen wie allgemein

<sup>61</sup> Martini, a.a.O., S. 17 ff.

der adligen<sup>62</sup>. Die Hoffnungen der unteren Stände auf eine gerechtere soziale Ordnung und auf Anerkennung ihrer Leistung erfüllten sich nicht, und während der Bauernkriege der Reformationszeit scheiterten für Jahrhunderte die letzten Versuche der Bauern, eine angemessene Wertung und Stellung im Volksganzen zu erlangen.

Allgemein setzte sich die Anschauung durch, daß das beschauliche Leben verdienstlicher sei als die *vita activa*, daß das *ministerium* dem *officium* so überlegen sei wie der Geist dem Körper. Möglichst schon im Diesseits sollte alles Irdische überwunden werden, um ein Anrecht auf himmlisches Heil zu erwerben<sup>63</sup>. Der Grad der Vollkommenheit eines Menschen hing davon ab, inwieweit er der Beschauung lebte. Das monistische benediktinische Gebot löste sich dualistisch auf. Die Bedürfnislosigkeit, die sich durch Bettel ernährt, wurde zu einer gottgewollten Pflicht.

Franziskus war durchaus nicht dagegen, daß seine Brüder arbeiteten. Aber die Liebe zur Armut, die er forderte, stellte er doch ganz absichtlich und scharf dem Drange nach Geld gegenüber; die Sucht nach Reichtum begann auch schon die Menschen seiner Zeit, des einsetzenden Frühkapitalismus, zu bedrohen. Durch Arbeit war bisher noch niemand reich geworden; nur wer Macht besaß, hatte Reichtum erwerben können. Nun aber kündigte sich eine Zeit an, in der der Gewinn „durch eigene Arbeit, durch eigene Intelligenz, Klugheit und Anpassungsfähigkeit“ erworben werden konnte<sup>64</sup>. Und gerade die eigene Leistung und das stolze Bewußtsein über den errungenen Erfolg konnten sittliche Gefahren über den Menschen heraufbeschwören, d. h., zunächst in erster Linie über den Bürger; denn jetzt wurde deutlich, daß man auf Grund seiner Arbeit vorankommen, daß man immer mächtiger werden konnte, und Franziskus sah die Entwicklung wohl dahin gehen, daß der Mensch sich schließlich allmächtig dünken und selbst an die Stelle des ewigen und einzigen Gottes setzen werde. Es schien sich für ihn eine Säkularisierung der Arbeit einzuleiten, die „die werktägliche gottlose Praxis von dem frommen Sonntag“ trennte — falls überhaupt noch ein Platz für den Herrentag freigelassen werden sollte.

Franziskus kam auf Grund dieser seiner Befürchtungen dazu, Eigentum radikal abzulehnen. Besitz rege dazu an, nach weiterem Besitz aus immer neuer Arbeit zu streben, und verführe allzu leicht, die Liebe zu Gott und dem Nächsten zu vernachlässigen: „Wenn wir Eigentum hätten, so wären uns Waffen nötig. Denn aus ihm wachsen Rechtsstreit und Händel.“

<sup>62</sup> Mayer, Th., Adel und Bauerntum im Deutschen Staat des Mittelalters. Leipzig 1943. S. 5.

<sup>63</sup> Thomas, Summa theol., sec. quaestio 182, 1 f.

<sup>64</sup> Dirks, Walter, Die Antwort der Mönche. Frankfurt 1952. S. 169 u. ö.

Man war davon überzeugt, daß sich nur der, der möglichst wenig körperlich arbeitet, aus der Kreatürlichkeit befreien könne. Arbeit löse Arbeit aus. Sie verstricke den Menschen immer tiefer in diese Welt und entferne ihn von dem Ziel, sich aus der Erdgebundenheit zu lösen, einem Ziele, das nun vor allem der *Mystiker* erstrebte. Und diese Meinung führte jetzt auch zu einer neuen Gliederung der Gesellschaft, wie sie dann z. B. Berthold von Regensburg kannte: Er unterscheidet neun „Chöre“, und die drei oberen Chöre sind dem Papste, den Priestern und den geistlichen Leuten vorbehalten. Der Kleriker, der von körperlicher Arbeit weitgehend befreit ist und den Bildung, Besitz und besondere Privilegien auszeichnen, dient Gott dem Herrn unmittelbar. Nur er erfüllt die *vocatio*, den letztthin einzig wahren Beruf. Das Bauerntum wurde erst gegen Ende des Mittelalters<sup>65</sup> wieder wie schon früher im 5./6. Jahrhundert und dann im 11./12. Jahrhundert als Teilnehmer an der Schöpfung Gottes gewertet; aber diese religiöse Wertung ging bereits nach kurzer Zeit während der Bauernkriege wieder verloren.

Auch bei Thomas von Aquino stehen arbeitsethische Gedanken in Zusammenhang mit der Gesellschaftslehre. Seiner Anschauung nach, die auf der Evolutionslehre des Aristoteles und auf augustinischer Überzeugung von der Knechtschaft als einer Strafe für die Sünde beruht, drücken sich Gnade und Wille Gottes in der Stufenfolge von Berufen und Ständen des Volkes aus. Gesellschaftliche Unterschiede sind von Gott gewollt, ebenso auch die körperliche und die geistige Arbeit. In drei Stufen zeige sich der Zweck des Kosmos, in einer sinnlich-tierischen, einer geistig-sozialen und einer religiös-überweltlichen Stufe, und in entsprechender Weise gibt es eine unfreie, eine unedle und eine edle Tätigkeit. Die abhängigen Lohnarbeiter zählen zu den *Banousen* und schmutzigen Leuten.

Aber die Arbeit wird nicht nur als Existenzmittel gewertet; sie ist auch ein „Mittel der Askese, das fleischliche Gedanken bricht und die Zerstreuung der Weltlust hemmt“<sup>66</sup>. Arbeit gilt als Buße, und der, der nicht arbeitet, vermehrt seine Sündenschuld; denn ein „arbeitsames Leben mindert stets die Liebe zur Welt, die Liebe zum Leben, die Anhänglichkeit an zeitliche Dinge, das Wohlgefallen an uns selbst“<sup>67</sup>. Müßiggang (*otiositas*) — bei Antonius von Florenz die *acidia* (Schlappheit), *desidia* (Trägheit) und *pigritia* (Faulheit) — bedeutet den Anfang aller Laster. Die große Masse muß arbeiten; Gott zu schauen, sind nur wenige berufen.

<sup>65</sup> Martini, a.a.O., S. 23 ff., 220 ff.

<sup>66</sup> Troeltsch, Soziallehren, S. 145, 164, 265 ff. u. ö. — Sombart, Bourgeois, S. 306 ff.

<sup>67</sup> Groethuysen, a.a.O., II. Bd. S. 81 ff.

Die Arbeit schenkt dem Menschen Ruhe, wie Thomas a Kempis sagt: *Sine labore non tenditur ad requiem, nec sine pugna pervenitur ad victoriam*, und: *Quid quaeris quietem cum natus sis ad laborem*<sup>68</sup>. Die Heils- und die Naturordnung schreiben dem Menschen vor, tätig zu sein. Und Arbeit dient nicht nur dem Menschen, sondern trotz der Freude über eine gelungene Leistung und bei aller „Achtung vor der Zeit und dem Arbeitstage“<sup>69</sup> der Ehre und dem Ruhme Gottes. Sie geschieht „im Namen des Sohnes und in der Kraft des Heiligen Geistes“. Erst in ihr erweist sich der Mensch als echtes Ebenbild seines Schöpfers; mit ihr schreitet das Werk Gottes vorwärts, durch sie strebt die Schöpfung ihrer Vollendung entgegen.

Die Überzeugung, daß die Bibel Entscheidendes und Endgültiges über das Arbeiten der Menschheit zu sagen habe, drücken selbstverständlich dann auch die Bullen z. B. Leos XIII. und Pius' XI. aus<sup>70</sup>, und die allgemein christliche Haltung des benediktinischen „Bete und Arbeite“ hat sich auch über konfessionelle Gegensätze hinaus erhalten. So formulierte z. B. der Rostocker Geistliche Heinrich Müller in seinen Predigten zwischen 1663 und 1675: „Das Gebet holt den Segen aus dem Himmel, die Arbeit gräbt ihn aus der Erde. Das Gebet ist ein Himmelswagen, die Arbeit ein Erdenwagen; beide bringen dir viel Glück ins Haus.“

Oder: Die Merkantilisten bzw. Kameralisten wollten die Armen in geeigneten Anstalten unterbringen und hier — nicht nur auf Grund ihrer volkswirtschaftlichen Ansichten — zur Arbeit und zum Gebet erziehen, und dann entwickelte die Zeit des Pietismus Thesen, die später vor allem von der Inneren Mission in die Tat umgesetzt wurden<sup>71</sup>. Ein Hamburger Bürgermeister und Kaufmann des ausgehenden 17. Jahrhunderts konnte seinem in Lissabon weilenden Sohne nichts Besseres schreiben als dieses: „Gott gebe dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Mut, auch Lust und Liebe zu deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: *ora et labora*, und: laß dir Gott raten, das tue du auch und wirf all dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen“<sup>72</sup>.

<sup>68</sup> Thomas a Kempis. *Nachfolge Christi*, III, 19,17; II, 10,1.

<sup>69</sup> v. Keppeler, *Mehr Freude*. S. 225 f.

<sup>70</sup> Haessle, J., *Das Arbeitsethos der Kirche bei Thomas von Aquin und Leo XIII.* 1923. — Pius XI., *Encyclica quatragesimo anno*, 1931. — Schilling, a.a.O., S. 125 ff.

<sup>71</sup> Vgl. u. a. Obrecht, G., *Politische Bedenken und Diskurs: Von Besserung Land und Leute*; s. Zielenziger, K., *Die alten deutschen Kameralisten*. Jena 1914, S. 185. — *Hamburgische Adress- u. Comtoir-Nachrichten* vom 12. 9. 1799, S. 562. — Frhr. v. Kottwitz: „Rettung aus Not schafft nicht Geld, sondern Arbeit“; ebenso Joh. Falk im Lutherhof in Weimar; v. Bodelschwingh, Fr.: „Arbeit statt Almosen“ und: „Nützliche Arbeit ist die beste Medizin für Kranke“.

<sup>72</sup> Schramm, P. E., *Kaufleute zu Haus und über See*. Hamburg 1949. S. 97.

Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts meint hier in Hamburg J. A. Hoffmann in seinen philosophisch-theologischen „Büchern von der Zufriedenheit“ und in den „Politischen Anmerkungen über die wahre und falsche Staatskunst“, daß nur der Mensch recht lebe, der tätig sei, und daß nur die Arbeit alle schlechten Lüste, Begierden und Laster überwinde. „Beten und Arbeiten“ sind ihm wie auch den zeitgenössischen Wochenschriften „Patriot“ und „Chronick“ die beiden Grundsätze für ein sittliches Leben<sup>73</sup>.

Gerhard Tersteegen, der Bandwirker und Mystiker zu Mülheim a. d. Ruhr (gest. 1769), verglich in Anlehnung an Apostelgeschichte 9,5 den Christen mit einem Zirkel: „Ein Fuß des Zirkels steht unbeweglich im Mittelpunkt fest, zu eben derselben Zeit, wenn der Fuß des Zirkels herumgeht, so muß ein Christ im Mittelpunkt der Gegenwart Gottes stehen und mit dem andren Fuß, das ist mit den Kräften des Leibes, der Seele und des Geistes beschäftigt sein.“ Der Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland (gest. 1836) schreibt in seinem Testament: „Liebe Kinder . . . alles, was Ihr tut, sei in ihm getan . . . betet und arbeitet und überlaßt Euch im übrigen der göttlichen Vorsehung.“ Der Volksheld der Siebenbürgen, St. L. Roth (1849 erschossen), hatte sein Leben unter das Leitwort gestellt: „Sachssinn, d. h., bete, arbeite und entbehre!“ Christian Heinrich Zeller, der Armenschullehrer in Beuggen in Baden (gest. 1860), fand, daß Beten und Arbeiten miteinander verbunden sein sollten wie „Blume und Stiel, so daß die Blume allerdings die Hauptsache bleibt, der Stiel aber nicht fehlen darf“. Riehl meinte sogar, daß man „die ganze Stufenreihe der Bildung darin verfolgen kann, wie und warum die Leute bei ihrer Arbeit beten“. Und Friedrich Harkort, von dem Bismarck sagte, er sei „auf dem Schlachtfeld der Industrie ein Soldat gewesen, der mehr Geschick und Tapferkeit als Glück gehabt hat“ (gest. 1880), schrieb in seinem zweiten „Arbeiterbrief“ im Hagener Kreisblatt vom April 1848: „Bete und arbeite, so wird es wohl bleiben müssen.“

c) Auch die Zeit der **R e f o r m a t i o n** erfaßte die Arbeit von der Bibel her; hinzukam der Einfluß der mittelalterlichen Tradition, z. B. die **M y s t i k**. Schon Eckehart hatte gesagt: „Wahrlich, wer da wähnt, in Versunkenheit, Andacht, schmelzenden Gefühlen und sonderlichem Anschmiegen mehr von Gott zu haben als beim Herdfeuer oder im Stalle, da tust du nichts anderes, als ob du Gott nähmst und wickeltest ihm seinen Mantel um das Haupt und stecktest ihn unter eine Bank“ (Predigt über 1. Joh. 4,9<sup>74</sup>). Ähnliche Vorwürfe läßt Stefan Zweig in

<sup>73</sup> Heer, Fr., Europäische Geistesgeschichte. Stuttgart 1953. S. 552.

<sup>74</sup> Vgl. Kagawa's Meditationen (Axling, a.a.O., S. 108): „Jeden Augenblick des Lebens durchpulst Gottes Herz. In jeder Aufgabe entzündet sich die Flamme Gottes. Er grüßt uns in der Küche, er blickt uns eindringlich am Brunnen-

seiner Legende „Die Augen des ewigen Bruders“ eine junge Frau und Mutter aussprechen: Ihr Mann ist in die Einsamkeit gezogen, in der dieser nun als „Heiliger“ lebt, zu Hause sind, weil der Ernährer fehlt, die drei jungen Söhne aber verhungert, und die verzweifelte Mutter fragt nun den Weisen: „Wie willst du dies sühnen, daß du einen Gerechten verlockt, die Arbeit zu lassen, die ihn ernährte und die unschuldigen Knaben, mit dem törichtem Wahne, er sei im Abseits näher dem Gott als im lebendigen Leben?“

Für Eckehart, der sich geeint weiß mit Gott durch das Tätigsein ohne Zweck, ohne Motiv, ist Gott nur durch die Tat, nur durch Handeln erfassbar: „Denn darum sind wir in die Zeit gesetzt, daß wir durch zeitliches, vernünftiges Gewerbe Gott näher und gleicher werden.“ Oder: „Das Tätigsein ist ein Ausbrechen der Gottinnigkeit in die Wirklichkeit.“ Diesen Gedanken drückt Rilke in seinem Stundenbuch so aus:

Du wirst nur mit der Tat erfaßt,  
mit Händen nur erhellt.

Und Luther behauptet im Vorwort zu seiner Schrift über die „Priester-ehe“ vom Jahre 1528: „Alle Stände der Welt habe ich zu gutem Gewissen und Ordnung gebracht, daß ein jeglicher weiß, wie er lebt und wie er in seinem Stande Gott dienen solle.“

Gott hat das Arbeiten dem Menschen schon bei der Schöpfung aufgetragen, ihn in die Mühsal aber erst nach dem Sündenfall bei der Austreibung aus dem Paradiese gestoßen. „Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen<sup>75</sup>.“ Und: „Ein Vogel kann nicht Ackerwerk treiben wie wir. Doch ist er nicht ohne Arbeit, sondern er treibt das, dazu er geschaffen ist, nämlich daß er Junge zeuge, sie ernähre und singe unserm Herrgott ein Liedlein dafür. Hätte Gott ihm mehr Arbeit auferlegt, so tät er auch mehr.“ Gott selbst ist Tätigkeit, und so müssen alle Menschen, die Reichen wie die arbeitsfähigen Armen, tätig sein, ohne dabei an Profit, Lohn oder Vergeltung zu denken; denn „Arbeit ist an sich Freude“. Und „von Arbeit stirbt kein Mensch, aber von Ledig- und Müßiggehen kommen die Leute um Leib und Leben . . . Alle sind vor Gott Diebe, die da müßig gehen, nicht ihre Arbeit tun, damit sie dem Nächsten dienen und geben. Du sollst mit deiner eigenen Arbeit dich ernähren, damit du etwas Eigenes

rand an. Im Getriebe der Fabrik oder im Gedränge des besetzten Wagens berührt uns Gottes Atem. Wenn wir den eisernen Schmiedehammer schwingen und den Stahl hämmern, sind wir im Herzen Gottes.“ — Über kathol. und protest. Arbeitsethos u. a. auch C a r n e r i, Sittlichkeit und Darwinismus, Wien 1871, und U h l h o r n, a.a.O. Vgl. B u c h w a l d, G. D., Martin Luthers Leben und Lehre. Gütersloh 1947. S. 156.

<sup>75</sup> Vgl. die umstrittene Stelle Hiob 5,7. — H a n s S a c h s : Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher. — Ein esthnisches Sprichwort sagt: Der Mensch ist zur Arbeit, der Vogel zum Fliegen geschaffen.

habest und dem Dürftigen auch könntest geben“. Die Arbeit schenkt einen wesentlichen Lebensinhalt, sie bedeutet aber keineswegs das Lebensziel. Sie ist *res sanctissima*; zwar „die Welt beurteilt die Arbeit nicht als einen Segen, aber die Frommen und die Gott fürchten, arbeiten heiteren und fröhlichen Sinnes“<sup>76</sup>.

Später hat Leibniz seinen Monaden, erst recht der obersten Monade, als wesenhaftes Merkmal Aktivität zugeschrieben. „Wirklichkeit ist nur da, wo Wirken ist.“ Und Goethe bekannte im Jahre 1827 seinem Freunde Karl Friedrich Zelter: „Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen.“ Faust ist eine unermüdlich tätige Monade.

Im Mittelalter war zwischen *officium* und *ministerium* getrennt worden. Diese Unterscheidung spielte nun seit dem 16. Jahrhundert in der protestantischen und reformierten Kirche nicht mehr die alte Rolle; der Geistliche verlor seine bevorrechtete Mittlerstellung zwischen Gott und der Menschheit, und der einzelne findet Gnade *sola fide et sola gratia*, nicht aber durch die *vita contemplativa* allein. Der Glaube bedarf — in überspitzter reformatorisch-theologischer Formulierung — keines besonderen Werkes, vor allem nicht eines innerkirchlichen Werkes. Andererseits aber ist jeder Glaube ohne Werke tot, und zu diesen Werken zählt außer etwa dem Gebet eben nun auch die Arbeit in der Welt. Die *vocatio* ist nicht allein dem geistlichen Stande vorbehalten; jede Tätigkeit kann Berufung sein, und jede nützliche Arbeit besitzt religiöse Würde<sup>77</sup>. Die bäuerliche Arbeit kann vor Gott so viel oder noch mehr gelten als die *lectio divina*, und für den auch in bezug auf die Arbeit geordneten Haushalt wurde das Pfarrhaus ein allgemeines Vorbild in der protestantischen Welt.

<sup>76</sup> Luthers „Auslegung der Psalmen“, 1533: „Die Arbeit ist eine hochheilige Sache, an der sich Gott freut, und durch welche er dir seinen Segen schenken will. Die Welt glaubt nicht, daß die Arbeit ein Segen ist. Deshalb haßt und flieht sie die Arbeit. Aber die Frommen und Gottesfürchtigen arbeiten mit frischem und freudigem Geist, weil sie den Befehl und Willen Gottes erkennen.“ — Eger, a.a.O., S. 147 f. Zum Begriff der Tat vgl. u. a. Ortega y Gasset: Um einen Goethe von innen bittend. Stuttgart 1952. S. 6.

<sup>77</sup> *Confessio Augustana* Art. 20, Art. 16. — Jak. 2,14. *De captivitate babilonica ecclesiae* und Von der Freiheit eines Christenmenschen, 8 f. u. ö. — Vontobel, a.a.O., S. 6.

Luther wendet sich jedenfalls gegen die Menschen, die da meinen, Gott habe kein Wohlgefallen daran, „wann sie arbeiten ihr Handwerk, gehen, stehen, essen, trinken, schlafen und einerlei Werk tun zu des Leibes Nahrung oder gemeinem Nutzen“, die „die guten Werke so eng spannen, daß sie nur in der Kirche beten, fasten, auch Almosen geben, die andern achten sie als vergebens“. Dabei „verkürzen und geringern“ diese Leute aber Gott, „dem alles dienet, was im Glauben geschehen, geredet, gedacht werden mag“.

Als „Arbeit“ werden jetzt häufiger als früher auch geistige Tätigkeiten bezeichnet, und Luther unterscheidet folgende drei Arten der Arbeit: „Die erste (und beste) ist die des Bauern, die zweite die der Obrigkeit, die dritte die der Lehrer in der Kirche,“ und über die geistige Arbeit meint er u. a.: „Auch ein Prädikant arbeitet im Schweiß seines Angesichts, welches gewiß die größte Arbeit ist, mit dem Kopfe arbeiten.“ Oder: „Frage einen Kanzleischreiber, Prediger und Redner, was Schreiben und Reden für eine Arbeit sei; frage einen Schulmeister, was Lehren und Knaben ziehen für Arbeit sei.“ Obwohl diese pädagogische Arbeit und ihre Notwendigkeit immer wieder wenigstens in der Theorie herausgestellt wurde, blieb ihr die praktische, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Anerkennung gewöhnlich noch versagt. Es ging ihr vielfach ebenso wie der bäuerlichen Arbeit, die man zwar gern und oft lobte; aber man hütete sich, wirklich als Bauer zu arbeiten. Luthers Wort war gewöhnlich in den Wind gesprochen: „Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder wer er ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, den kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen.“

Auch Johann Bugenhagen z. B., der „Doktor Pommeranus“, schreibt im Jahre 1528 in seiner Braunschweiger Kirchenordnung vom „arbeyder in den scholen“, von der „Arbeid aller Predicanten“, vom Lohne der „Arbeid“ des Küsters, und schließlich unterscheidet er die „handwerke und arbeydere“, die sich „mit öres handes arbeyde“ ernähren. Mit diesen meint er Tagelöhner bzw. Lohnarbeiter.

Die Arbeit selbst ist auch während der Reformationszeit als göttliche Bestimmung aufgefaßt worden, und besonders das sollte sie immer sein: Liebesarbeit; denn „ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan“. Das trifft z. B. für die Arbeit und Stellung des Gatten wie der Gattin oder für das Gesinde des Hausstandes zu, und in jeder Berufsarbeit und in der Hingabe an die Tätigkeit habe sich das feste Gottvertrauen auszudrücken<sup>78</sup>. Aller-

<sup>78</sup> Eger, a.a.O., S. 113 ff. — Luther, Auslegung des 1. Mose: „Ein jeder hat seinen Beruf, in welchem er Gott dient, wenn er desselben fleißig wartet. Eine Obrigkeit, die ihren Untertanen wohl vorsethet und regieret, dienet Gott; eine Hausmutter, die ihre Kinder wartet, ein Hausvater, der sich seiner Arbeit nähret.



dings kann durch Werke allein die Gnade Gottes nicht erworben werden, und seien diese Werke noch so wahrhaft sittlich. Arbeiten ist nur Frucht des Glaubens und Ausführung eines göttlichen Befehls<sup>79</sup>, der auch den Sonntag einschließt, an dem mit Feiern und Ruhen Gott gedient wird.

Es ist schon eine Gnade Gottes, daß der Mensch überhaupt arbeiten darf, eine Auffassung, die später z. B. in der sozialen Bewegung der christlichen Kreise der 19. Jahrhunderts von Adolf Stöcker, der 1890 den „Evangelisch-sozialen Kongreß“ schuf, betont wurde. Und in der Arbeit, die ohne alle Sorge und Bitterkeit getan wird, drückt der Mensch seine Liebe zu Gott aus. Das wieder schließt ein: Der Mensch muß nicht nur arbeiten, sondern er will arbeiten. Er nimmt schöpferischen Anteil an Gottes Werk und arbeitet in rechter Freude. An welcher Stelle in der Welt er steht, ist gleichgültig; denn jede Arbeit, sofern sie im Glauben geleistet wird, gilt vor Gott.<sup>80</sup> So hat also ein jeder, wie es in der Hauspostille heißt, „mit allem Fleiße“ der Arbeit zu warten, und hinzukommt, „daß du ein Christ seiest und glaubest“. Berufsarbeit und Frömmigkeit sind zu einer Einheit verflochten.

Da Arbeit im Sinne von 1. Kor. 7,20 Berufung ist, darf der Mensch aus dem, was ihm zu tun aufgetragen ist, auch nicht hinausdrängen. Jeder hat in seinem Berufe und damit zugleich auch in seinem Stande auszuhalten. Beide sind von Gott zugeordnet, und der Mensch ist seinem Herrn Gehorsam schuldig. Und gemäß der Lehre vom leidenden Gehorsam hat sich der Christ dann auch dem Gesetz und der Obrigkeit zu unterwerfen; er ist nur innerhalb seiner Berufung, seines Auftrages verantwortlich an der Gestaltung des Wirtschafts- und Arbeitslebens<sup>81</sup>.

Es scheint dann, als habe die Reformation wenig Verständnis für die Zeitgenossen aufbringen können, die auf Grund ihrer persönlichen wirtschaftlichen Erfolge gerade während der Periode des Frühkapitalismus die überlieferten gesellschaftlichen Grenzen sprengten, und daß

---

ein Schüler, der fleißig studieret, dienet Gott. Ein solchen gewissen Weg zu einem christlichen und seligen Leben haben Mönche und Nonnen verlassen. Denn sie halten dafür, die Werke, so eines jeden Beruf mit sich bringt, wären viel zu geringe, und sahen sich um nach anderen Werken, die scheinbarlicher und ansehnlicher waren: also sind sie zugleich vom Glauben abgefallen und Gott ungehorsam geworden.“

<sup>79</sup> Luther, Auslegung des 2. Mose: „Wenn ich mein Handwerk treibe und arbeite, so weiß ich, daß es Gott wohlgefalle; denn es ist sein göttlicher Befehl . . . ich tue, . . . was Gott gefällt . . . Da werden dann alle Stände gleich im Glauben.“

<sup>80</sup> Luther, Sermon von den guten Werken: „In diesem glauben werde alle werck gleich und ist ein wie das ander, fellet ab aller unterschied der werck sie sein groß klein kurz lang viel odder wenig.“

<sup>81</sup> Confessio Augustana, Art. 16: „Denn das Evangelium will . . ., daß man solches alles halte als wahrhafte Gottesordnung, und in solchen Ständen christliche Liebe und rechte gute Werke, ein jeder nach seinem Berufe beweise.“

gesagt werden konnte: „Keiner der folgenreichen neuen Wirtschaftsgedanken ist lutherischen Ursprungs“.<sup>82</sup>

Ulrich von Hutten allerdings bekennt als Dreißigjähriger in einem Briefe vom 25. Oktober 1518 seinem Freunde Willibald Pirckheimer offenherzig seinen Ehrgeiz und seinen Willen, sich „durch eigenes Bestreben“ zu adeln. Er schreibt, daß er mit den Männern seines Standes nicht übereinstimme, „welche Personen eines niedrigen Ursprunges, die sich durch Tüchtigkeit hervorgetan haben, zu schelten pflegen“. Seine Überzeugung sei vielmehr: „Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar; aller Kampf um das Tüchtige lobenswert.“ Und so imponieren ihm die „Söhne von Walkern und Gerbern“, die „den Stoff des Ruhmes, den wir selbst vernachlässigen, für sich ergriffen und in Besitz genommen“ haben.

Von solchen Äußerungen ist die Entwicklung nicht allzu weit bis zu einer Säkularisation des Arbeitsethos, bis zur Lösung der Arbeit aus ihrer bisherigen Bindung an Gott, bis zur Trennung von Religion und Arbeit. Es sieht doch auch schon die Renaissance den letzten Sinn des Daseins im künstlerischen Schaffen, und die spätere Geschichte des Arbeitsethos zeigt, daß eben die Renaissance vielfach und weithin über die Reformation siegte.

Luther jedenfalls meint, daß Gott im Plane seiner Heilsordnung jedem Menschen einen Platz zugegewiesen habe, und auf diesem Platze müsse der Mensch aushalten und sich bewähren. Die *vocatio* ist von Gott, das Arbeiten geschieht zu Gott, und das Gelingen schenkt Gott. Wenn dabei bisher wenig entwickelte Arbeitsenergien frei wurden, so galten doch Ehrgeiz und rücksichtsloses Strebertum noch als Versuchungen des Teufels. Die Unterschiede der sozialen Ordnung sind von Gott gewollt und dürfen vom Menschen nicht durchbrochen werden. Arbeit wird als *remedium peccati* also von zwei Seiten her gesehen. Nicht vor Gott, wohl aber vor den Menschen unterscheiden sich die Leistungen. Aber der Inhalt der Anstrengung, d. h. der Bußleistung, tritt hinter dem Geiste zurück, aus dem heraus jede Tätigkeit erwachsen muß.

Es fand also die Arbeit Anerkennung, die „sich nach den göttlichen und menschlichen Gesetzen richtet“, und diesen Maßstab legte man auch an die Arbeit des Kaufmannes an; wenn dieser „den Bedürftigen gern gibt von seinem Vermögen und Gewinn, verdient er dieselbe Achtung wie irgendein anderer Arbeiter“. Diese Ansicht des gelehrten Humanisten Johannes Trithemius, des Abtes des Schottenklosters in Würzburg (gest. 1516), haben allerdings wohl wenige Zeitgenossen geteilt; denn bis in das 17./18. Jahrhundert hinein blieb der Wert der kaufmännischen Tätigkeit noch ganz allgemein recht umstritten. Selbst die Gelehrten mußten um Würdigung ihrer Leistung kämpfen, obwohl

<sup>82</sup> Michel, E., Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt. 1947. S. 32.

schon Kaiser Sigmund im 15. Jahrhundert an seinem Hofe „gelehrte Leute sehr lieb“ gehabt hatte, und mancher anderen Berufsgruppe gelang es noch schwerer, gesellschaftlich anerkannt zu werden, z. B. den Schauspielern, deren Tätigkeit im 18. Jahrhundert auch als „Arbeit“ bezeichnet wurde: Iffland, in Berlin Direktor der königlichen Schauspiele (gest. 1814), berichtet, daß jedes neue Mitglied in die Schauspielzunft unter Verpflichtung „zu Gehorsam, Arbeit und Demut“ aufgenommen worden sei.

Neben dem Protestantismus hat auch der Calvinismus das menschliche Arbeiten von Gott her verstanden: Gott als der unermüdllich Tätige fordere auch vom Menschen rastloses Arbeiten, und dieses wird nun fast zum Inbegriff aller Tugend, zum Anfang und Ende aller Sittlichkeit. Ihm ist wie einem Zaubermittel in Fischarts — des protestantischen Publizisten während der Gegenreformation — „Glückhaftem Schiff von Zürich“ (1576) alles möglich:

Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,  
sie führen über Strom und Hügel . . .  
Die Arbeit hat die Berge durchgraben  
und das Tal in die Höhe erhoben.

Die Ungleichheit der Menschen war auch für Calvin von Gott gewollt, so daß der einzelne sich gehorsam und geduldig seiner Bestimmung nur unterzuordnen habe. Der Mensch kann nichts für oder gegen die Gnadenwahl, d. h. die Prädestination, ausrichten, und wie stark auch die weltlichen Unterschiede sein mögen, so bestehen sie doch nicht vor Gott: Gott bemißt seine Gnade nicht nach Verdienst oder Verschulden des Menschen.

Calvin versuchte — wie früher schon z. B. Wiclif — in besonderem Maße, das religiöse Leben aus der Kirche heraus und in den Alltag einzutragen. Arbeiten und Beten wurden „fast gleichlautende Begriffe“<sup>83</sup>, und sofern die Arbeit eines einzelnen oder ganzer Gemeinschaften mit religiöser Inbrunst als Erfüllung göttlichen Pflichtengebotes geschieht und dabei, wie besonders im Puritanismus, zu einer innerweltlichen Askese führt, zielt sie dahin, Gott zu verherrlichen und eine heilige Gemeinde in einem pyramidenähnlichen Aufbau zu gestalten. Dabei ersetzt die Arbeit den Gottesdienst nicht, mag sie religiös auch noch so verklärt werden und die Trägheit immer wieder als gefährliche Versuchung der Seele zur Sünde angeprangert werden. Sie vermehrt nicht nur den weltlichen, den irdischen Reichtum, sondern vor allem den seelischen.

Innerhalb der Arbeitsordnung bzw. der gesellschaftlichen Gliederung fällt den Herren, den „Arbeitgebern“, eine verantwortungsvolle

<sup>83</sup> Singer, a.a.O., S. 86.

Aufgabe den Dienern gegenüber zu, eine weltliche und damit eine religiöse: Der Pflichtenkomplex zwischen den Herren und den abhängigen Leuten ist vom Glauben her bestimmt, und bei den Herren liegt die schwere Aufgabe einer göttlichen Statthalterschaft. In ihrer sozialen Stellung sind die Diener abhängig und gebunden, in Fragen des Gewissens und der unsterblichen Seele selbstverständlich frei und selbständig.

Arbeit ist heilig und wahrer Gottesdienst, zum mindesten sollte sie es sein. Ihr Zweck zielt ab auf Gewinn, und ihr Erfolg erweist, in welchem Maße sie Gott gefällt und inwieweit der „Arbeiter“ Gnade gefunden hat vor Gott. „Der Mann, dem Gott Reichtum und seine Seele verliehen hat, ihn recht zu gebrauchen, hat daran eine besondere und vorzügliche Gnadenbezeugung erhalten“.<sup>84</sup> Der Erfolg der Arbeit, der erbeten werden muß, erhebt über Zweifel an der Prädestination und bezeugt, vor allem bei den Puritanern des 17. Jahrhunderts, die religiöse Bewährung, die Gewißheit des Heils<sup>85</sup>. Arbeiten wird als Lebensinhalt immer wertvoller und wichtiger, so daß sich die Auffassung bereits ankündigt, die dann im 19./20. Jahrhundert in der Arbeit das Lebensziel schlechthin zu sehen meint. Diese Meinung konnte sich u. a. auch durch die Réfugiés und Hugenotten ausbreiten, die als Einzelgänger, als Individualisten wirtschaftliche Vorteile besaßen und in ihrer neuen Heimat nicht an hemmende Traditionen, an Sitten, Gewohnheiten, Zunftfesseln usw., gebunden waren.

Der Besitz, der durch Arbeit erworben wird, erhöht nicht etwa den Gläubigen, sondern dient der Ehre Gottes. Es kommt darauf an, den wirtschaftlichen Erfolg nicht in weltlichem Genuß zu vergeuden, sondern in rechter Weise für die Verherrlichung Gottes zu gebrauchen. An Stelle der Großzügigkeit, einer Tugend früherer Jahrhunderte, wird nun die Sparsamkeit gepriesen. „Für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein“, verkündet der „Christliche Leitfaden“ Baxters, eines englischen Presbyterianers (gest. 1691), der das „kapitalistische Gewinnstreben“ scharf verurteilt; er sieht die „Beschäftigung mit Gott“ als die einzig wahre Tätigkeit an, die dem Menschen zukommt. Nur der Dienst für das Gute macht alles Arbeiten sinnvoll, d. h. daß das, was erworben wurde, für Gott, seine Diener, die Nächsten und Armen eingesetzt werden müsse. „Nicht der Reichtum macht glücklich, sondern seine weise Anwendung, und was hülfe es dem Menschen, wenn er alle Güter dieser

<sup>84</sup> Sombart, *Bourgeois*, S. 197, mitgeteilt aus „The Oeconomy of Human Life“, 1785, einem Auszuge aus Franklins Schriften.

<sup>85</sup> Vgl. außer Weber, M., noch: Tawney, R. H., *Religion und Frühkapitalismus. Studie über den Einfluß religiöser Kräfte auf die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit*. München 1946. — Wolf, E., *Calvins Sozialordnung*. Arch. für Ref.Gesch. 42, 1951.

Welt gewönne und nicht — ein Biedermann wäre“, schreibt Bergk im Jahre 1838 in seiner „Kunst, reich zu werden“<sup>86</sup>.

Die wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Erfolge, die erzielt wurden, zeigten den Menschen, daß sie eben auf Grund ihres Fleißes vorankamen, und dieser Fleiß, den der vielseitige Maler, Architekt und Schriftsteller Leon Battista Alberti schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts als einen bezeichnenden Ausdruck bürgerlicher Wirtschaftsführung herausgestellt hatte, wurde nun eine wichtige und immer wertvollere Tugend. Jetzt heißt es, daß alles in der Welt um Arbeit erkaufet werden könne (Hume), daß die Arbeit die Quelle aller Wohlfahrt sei (Smith). Und bezeichnenderweise meint der Osnabrücker Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien“ vom Jahre 1774, daß unter den Gelehrten oft diejenigen von geringstem Herkommen am weitesten kämen, weil sie den größten Fleiß und wahre Dauer zur Arbeit aufbrächten.

Entscheidenden Anteil an dieser Arbeitsauffassung gewannen auch die **Pietisten** vor allem von ihrem Mittelpunkt aus, von Halle, wo im Jahre 1694 die Universität gegründet worden war und ein Jahr später die Franckeschen Stiftungen folgten. Bei ihnen wie besonders in der Herrnhuter Brüdergemeine des Grafen Zinzendorf waren Bekehrung, Gebet und Fleiß zu einer Dreiheit verbunden, und dieser Fleiß hinderte die Frommen daran, bloß in Schwärmertum oder Verzückung zu schwelgen; er wies auf diese Erde und half, den von Gott zugeordneten irdischen Beruf zu erfüllen. Zinzendorf konnte sogar sagen: Wir leben, um zu arbeiten.

Es ist die Zeit, in der die aufkommenden Manufakturen unter dem Mangel an Arbeitskräften leiden und in der doch gleichzeitig über viele Bettler und Vagabunden geklagt wird. Einer der bekanntesten Kameeralisten, Veit Ludwig von Seckendorff, der als staatsmännische Autorität angesehen wurde und im Jahre 1656 den „Teutschen Fürstentstaat“ herausgegeben hat, klagt in seinem Buche „Christenstaat“ (1685): „Es mangelt der Grund des göttlichen Berufs und Segens, welchen allein die ordentliche Arbeit nach eines jeden Stand in rechten und ordentlichen Wegen vor sich zu hoffen hat.“ Als Abwehrmaßnahme versuchten einige Landesherren, einen Arbeitszwang durchzudrücken, die Arbeitsunwilligen in Arbeitshäusern zur Arbeit anzuhalten und für die industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmungen einzusetzen. Auf diese Weise wurden die Insassen der Armenhäuser und der Zuchthäuser in den Arbeitsprozeß einbezogen; selbst die Soldaten wurden — in Preußen — angehalten, Garn zu spinnen, und schließlich kam es noch zur staatlich geförderten Kinderarbeit.

<sup>86</sup> S o m b a r t, *Bourgeois*, S. 197, 497. — D a m a s c h k e, A., *Geschichte der Nationalökonomie*. Jena 1912. S. 281.

Eine für die „bürgerliche“ Haltung charakteristische Aussage über den Fleiß und die Betriebsamkeit macht Benjamin Franklin: „Zeit ist Geld.“ Mit diesem Worte drückt er bereits eine Auffassung aus, auf deren verhängnisvolle Folgen später Nietzsche deutlich hingewiesen hat<sup>87</sup>. Für Thomas Carlyle, der der Apostel der Arbeit genannt worden ist, kommt es darauf an, daß jeder sich selbst kenne und wisse, was er zu leisten vermag; denn das letzte Evangelium dieser Welt sei dieses: „Kenne deine Arbeit und tue sie“, dann wird jede Arbeit heilig und göttlich. „Älter als alle gepredigten Evangelien war dieses ungepredigte, unartikulierte, aber unausrottbare und ewig dauernde Evangelium: Arbeite und finde darin dein Wohlergehen.“ Auf den materiellen Gewinn aus irgendeiner Tätigkeit komme es weniger an: „Die Anbetung des Mammons ist eine traurige Religion“<sup>88</sup>.

In diesen Äußerungen kündigt sich die Zeit an, die den Sinn der Arbeit mehr und mehr nur noch im Weltlichen sah. Die Leistung und der äußere Erfolg aller Tätigkeit wurden zur Hauptsache, und ein christlicher Nachklang ist u. a. dort zu spüren, wo die Arbeit den Wohlstand des ganzen Volkes oder sogar der Menschheit, nicht aber allein des einzelnen heben sollte. Alfred Krupp schrieb 1873 unter eine Zeichnung seines wiederhergestellten Stammhauses: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.“

Wenn also die Arbeit nun vielfach ausschließlich vom Menschen her gesehen wird, so findet man sich in seiner Arbeit aber doch noch zu Gott hin. R. W. Emerson, der Führer der Transcendentalisten, z. B. stellt im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zwar als Losung auf: „Vertraue auf dich selbst, folge deiner eigenen Einsicht und gestalte aus deiner eigenen Kraft!“ Und doch bleibt alle Tätigkeit noch an Gott als das Ziel gebunden, so daß gerade hier „dem nordamerikanischen Lebensstil die ihm spezifisch klassische Formulierung“ gegeben zu sein scheint<sup>89</sup>. Aus gleicher Einstellung heraus konnte Calvin Coolidge mahnen, „daran zu denken und die Lehre zu bekräftigen, daß der Mann, der eine Fabrik baut, einen Tempel errichtet“ und mit dem, der „darin arbeite“, das gleiche „Lob verdient“.

Der Gedanke der Bibel über das Arbeiten war folgender gewesen: Von Gott kommt die Arbeit, mit Gott gelingt sie, und zu Gott hin

<sup>87</sup> Vgl. S o m b a r t, Bourgeois, S. 151 f., S. 199; Der moderne Kapitalismus. München 1922 II, 1, S. 31 ff.

<sup>88</sup> C a r l y l e, Th., Arbeiten und nicht verzweifeln, u. a. S. 28: „Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag herauf, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unsrem Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.“

<sup>89</sup> M u h s, Geschichte des abendländischen Geistes, II. Bd. S. 492.

geschieht sie. Jetzt könnte es heißen: Vom Menschen, durch den Menschen, zu Gott hin.

Mit der Betonung der menschlichen Leistung kündigt sich bereits eine Zeit an, die Gott aus der Arbeit überhaupt verdrängt, und in der der Mensch meint, auch in seiner Arbeit ohne Gott existieren zu können. Man spricht dann u. U. noch von der Heiligkeit der Arbeit, von dem Arbeiter als einem wahren Priester; die Arbeit gilt zuweilen sogar als Gottesdienst. Man bedient sich zwar noch religiöser Begriffe, aber es handelt sich doch bereits um eine „versteckte“ Säkularisierung der Arbeit, und diese wird seit dem 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung und Technisierung immer offenkundiger. Riehl bezeichnet diese neue Haltung der Arbeit gegenüber als Neuauflage der Weisheit der Rationalisten, „die statt der Religion nur die Moral wollte gelten lassen. Die heilige Arbeit ist die angewandte Moral als Cichoriensurrogat der Religion“<sup>90</sup>.

(Schluß folgt im nächsten Heft)

---

<sup>90</sup> Riehl, a.a.O., S. 31.